

DER FELS

Papst Franziskus:

Maria – eine Hoffnung, die uns trägt

131

Malte Schwarzer, IVE:

Der Weg bis zur Erkenntnis meiner Berufung

138

Dr. Christina Agerer-Kirchhoff:

Demonstration für das Leben

in München mit Rede von Gabriele Kuby

143

Katholisches Wort in die Zeit

53. Jahr Mai 2022



INHALT

Papst Franziskus: Maria – eine Hoffnung, die uns trägt ...	131
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Pfingstnovene in Limburg	133
Diakon Raymund Fobes: Ein Ruf zur Umkehr an der Hand Mariens	134
Prof. Dr. Reinhold Ortner: Das „Ave Maria“	136
Malte Schwarzer, IVE: Der Weg bis zur Erkenntnis meiner Berufung	138
Petrus Canisius: Den Zustand der Kirche sehen und handeln	141
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Schwester Josaphata	142
Dr. Christina Agerer-Kirchhoff: Demonstration für das Leben in München	143
Gabriele Kuby: Rede beim Marsch für das Leben	147
Bernd Posselt MdEP a.D.: Innere Stärke, äußere Sicherheit Europäische Identität entfalten	149
Prof. Dr. Thomas Bargatzky: Gelebtes Christentum im Südpazifik ..	154
Auf dem Prüfstand	156
Bücher	157
Veranstaltungen	159

Impressum „Der Fels“ Mai 2022 Seite 159
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

**Titelbild: Madonna Conestabile,
Szene: Maria mit Christuskind, Tondo**
Raffaello Sanzio (1483-1520)

Foto- und Quellennachweise: Seite 157

Liebe Leser,

Mai ist der Monat, der in besonderer Weise der Gottesmutter geweiht ist. Von Maria hören wir im Evangelium zuerst bei Lukas, als der Engel Gabriel ihr sagte: „Der Herr ist mit dir ... du hast Gnade bei Gott gefunden“. (Lk 1; 28,30). Diese Aussage des Engels braucht kein „Update“ von Menschen, wie das die Initiative „Maria 2.0“ versucht, um sie für ihre Machtspiele zu instrumentalisieren. Maria antwortet dem Engel: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort“. Damit stellt sie sich ganz in den Dienst unserer Erlösung. Auf der Hochzeit zu Kana lernen wir Maria als umsichtige Frau für die Nöte Anderer kennen. Sie stellt nicht nur fest: „Sie haben keinen Wein mehr“ (Joh 2,3). Sie macht die Situation zur Bitte an ihren Sohn. In den Worten an die Diener: „Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5) nimmt sie ihre Aufgabe vorweg. Der Inhalt ihrer Botschaften bezieht sich auf Umkehr, Gebet und Buße. Vornehmlich richtet sich Maria an Kinder und Jugendliche: Menschen, die in der Welt wenig gelten und die doch der Geschichte eine neue Wende geben können. Im Mai gedenken wir der Erscheinungen der Gottesmutter in Fatima. Als Maria 1917 in Fatima erschien, stand Portugal eher im politischen Abseits. Das Land war von den Freimaurern beherrscht. Sie zogen hinter einer demokratischen Fassade ein antikirchliches System auf. Die Leute, die in Massen zum Erscheinungs-ort strömten, wurden massiv behindert. Die Seherkinder waren brutalen Verhören ausgesetzt. Als eine Welle der Bekehrung im Volk einsetzte, mussten die Freimaurer das politische Feld räumen. Die Welt ist nicht friedlicher geworden, weil die Botschaft Marias von den politisch Verant-

wortlichen der meisten Länder missachtet wurde. Es kam zum Zweiten Weltkrieg, danach zum „Kalten Krieg“. Jetzt haben wir den Krieg in der Ukraine vor der Haustür.

Die Tragödie unserer Zeit ist, dass die von Ängsten und Nöten Niedergebeugten nicht mehr den Blick zum Gekreuzigten erheben und in ihm nicht mehr den Erlöser sehen. Wer das Navi seiner Wünsche und Interessen nur mehr auf die „Welt“ richtet, kann die zweifellos vorhandenen Fortschritte in Wissenschaft und Technik erkennen, sie sind aber häufig entkoppelt von menschlicher Hinwendung und Liebe.

Wir können den Menschen, die sich nach Glück und Freisein von dem, was sie bedrückt, sehnen, nur an das erinnern, was Benedikt XVI. am 24. April 2005 den Menschen auf dem Petersplatz zurief: „Wer Christus einlässt, dem geht nichts, nichts – gar nichts verloren von dem, was das Leben frei, schön und groß macht. Nein, erst in dieser Freundschaft öffnen sich die Türen des Lebens. Erst in dieser Freundschaft gehen überhaupt die großen Möglichkeiten des Menschseins auf. Erst in dieser Freundschaft erfahren wir, was schön und befreiend ist“.

Die Gottesmutter ist die beste Begleiterin auf dem Lebensweg!

Mit den besten Wünschen
aus Kaufering



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam

Maria – eine Hoffnung, die uns trägt

Es »erschien [...] am Himmel eine Frau, mit der Sonne bekleidet«, bezeugt der Seher von Patmos in der Offenbarung (12,1) und merkt dabei auch an, dass sie im Begriff war, ein Kind zur Welt zu bringen. Im Evangelium haben wir dann gehört, wie Jesus zum Jünger sagt: »Siehe, deine Mutter« (Joh 19,27). Wir haben eine Mutter! Eine „sehr schöne Frau“, so äußerten sich die Seher von Fatima untereinander auf dem Heimweg an jenem gesegneten Tag des 13. Mai vor einhundert Jahren. Und am Abend gelang es Jacinta nicht, sich zurückzuhalten, und sie enthüllte ihrer Mutter das Geheimnis: „Heute habe ich die Gottesmutter gesehen.“ Sie hatten die Mutter des Himmels gesehen. In die Richtung, der ihre Augen folgten, wandten sich die Blicke vieler, doch ... diese haben sie nicht gesehen. Die jungfräuliche Mutter ist nicht hierher gekommen, damit wir sie sehen: dafür werden wir die ganze Ewigkeit haben, wohlgemerkt wenn wir in den Himmel kommen.

Obschon sie uns im Vorausblick vor der Gefahr der Hölle warnt, zu der ein – oftmals gängiges und vorgezeichnetes – Leben ohne Gott führt, das Gott in seinen Geschöpfen entehrt, ist Maria aber gekommen, um uns an das Licht Gottes zu erinnern, das in uns wohnt und uns umhüllt. Denn »ihr Kind wurde zu Gott [...] entrückt« (Offb 12,5), wie wir in der ersten Lesung gehört haben. Und gemäß den Worten Lucias befanden sich die drei auserwählten Kinder im Licht Gottes, das von der Gottesmutter ausstrahlte. Sie hüllt sie in den Mantel des Lichtes, das Gott ihr gegeben hatte. Gemäß dem gläubigen Empfinden vieler, wenn nicht sogar aller Pilger ist Fatima vor allem dieser Lichtmantel. Er bedeckt uns hier wie an jedem anderen Ort der



Erde, wenn wir unter dem Schutz der Jungfrau Maria Zuflucht nehmen, um sie zu bitten, wie es das Salve Regina lehrt: „Zeige uns Jesus“.

Liebe Pilger, wir haben eine Mutter, wir haben eine Mutter! Wenn wir uns wie Kinder an sie klammern, leben wir in der Hoffnung, die sich auf Jesus stützt, da – wie wir es in der zweiten Lesung gehört haben – alle, »denen die Gnade und die Gabe der Gerechtigkeit reichlich zuteilwurde, im Leben herrschen durch den einen, Jesus Christus« (Röm 5,17). Als Jesus in den Himmel hinaufstieg, brachte er die Menschheit mit an die Seite des himmlischen Vaters – unsere Menschheit, die er im Schoß der Jungfrau Maria angenommen hatte und nie mehr aufgeben wird. Wie einen Anker machen wir unsere Hoffnung in jener Menschheit fest, die im Himmel zur Rechten des Vaters ihren Platz genommen hat (Eph 2,6). Diese Hoffnung möge der Antrieb für unser aller Leben sein! Eine Hoffnung, die uns immer trägt, bis zum letzten Atemzug.

In dieser Hoffnung haben wir uns hier versammelt, um für die unzähligen Gnaden zu danken, die der Himmel in diesen hundert Jahren

gewährt hat. Diese Zeit ist unter jenem Lichtmantel vergangen, den die Gottesmutter vom hoffnungsvollen Portugal aus über die vier Himmelsrichtungen der Erde ausgebreitet hat. Als Vorbilder haben wir die Heiligen Francesco Marto und Jacinta vor Augen. Die Jungfrau Maria ließ sie in das unermessliche Meer des Lichtes Gottes eintreten und führte sie so zur Anbetung Gottes. Von daher kam ihnen die Kraft, die Widrigkeiten und die Leiden zu überwinden. Die göttliche Gegenwart wurde zu einem festen Bestandteil in ihrem Leben, wie es klar im beharrlichen Gebet für die Sünder und im bleibenden Wunsch, beim im Tabernakel „verborgenen Jesus“ zu verweilen, zum Ausdruck kommt.

In ihren Erinnerungen (III, Nr. 6) lässt Schwester Lucia Jacinta, der eben eine Vision gewährt wurde, zu Wort kommen: »Siehst du nicht die vielen Straßen, die Wege und Felder voller Menschen, die vor Hunger weinen, weil sie nichts zu essen haben, und den Heiligen Vater in einer Kirche vor dem Unbefleckten Herzen Mariens im Gebet? Und so viele Leute, die mit ihm beten?«. Danke, Brüder und Schwestern, dass ihr mich begleitet habt! Ich konnte



nicht umhin, hierher zu kommen, um die Jungfrau und Mutter Maria zu verehren und ihr ihre Söhne und Töchter anzuvertrauen. Unter ihrem Schutzmantel gehen sie nicht verloren; aus ihren Armen werden sie die Hoffnung und den Frieden bekommen, deren sie bedürfen; und darum bitte ich für alle meine Brüder und Schwestern, für die Getauften und die ganze Menschheit, insbesondere für die Kranken und Behinderten, die Gefangenen und Arbeitslosen, die Armen und Verlassenen. Liebe Brüder und Schwestern, beten wir zu Gott in der Hoffnung, dass uns die Menschen anhören werden; und wenden wir uns an die Menschen in der Gewissheit, dass uns Gott zu Hilfe kommt.

Er hat uns ja erschaffen gleichsam als Hoffnung für die anderen, eine reale und erfüllbare Hoffnung gemäß dem Lebensstand eines jeden. Wenn der Himmel von jedem von uns die Erfüllung der Standespflichten „verlangt“ und „einfordert“ (Brief von Schwester Lucia, 28. Februar 1943), so setzt er damit eine regelrechte allgemeine Mobilisierung gegen diese Gleichgültigkeit in Gang, die unser Herz erstarren lässt und unsere Kurzsichtigkeit verschlimmert. Wir wollen keine gescheiterte Hoffnung sein! Das Leben kann nur dank der Großzügigkeit eines anderen Lebens überleben. »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht« (Joh 12,24): Der Herr, der uns immer vorausgeht, hat dies gesagt und getan. Wenn wir ein Kreuz zu tragen haben, dann hat er es schon vorher getragen. So steigen nicht wir auf das Kreuz hinauf, um Jesus zu finden; vielmehr ist er es gewesen, der sich erniedrigt hat und bis zum Kreuz hinabgestiegen ist, um uns zu finden und in uns die Finsternis des Bösen zu besiegen und uns zum Licht zurückzubringen.

Unter dem Schutz Mariens sind wir in der Welt Wächter, die den Morgen erwarten, die das wahre Antlitz Jesu, des Heilands, im österlichen Glanz betrachten können und das junge und schöne Gesicht der Kirche wiederentdecken können, das strahlt, wenn sie missionarisch, einladend, frei, treu, arm an Mitteln und reich an Liebe ist. @L.E.V.

Alfons Zimmer:

Pfingstnovene in Limburg

Eine Bischofshauskapelle mit vorpfingstlichen Anregungen



Schütze deine Kirche und leite sie

Erleuchte den Papst, unseren
Bischof und alle Hirten der Kirche

Erfülle alle Glieder der Kirche mit
der Kraft des Heiligen Geistes

Erneuere deine Kirche im Glauben,
in der Hoffnung und in der Liebe

Führe dein Volk zur Einheit

Gib allen Völkern der Erde
Frieden und Freiheit

(aus der Allerheiligenlitanei,
Gotteslob 556,6)

Beim Bischof von Limburg ist das ganze Jahr über Pfingstnovene. Die Kapelle in seinem Wohn- und Amtssitz im Diözesanen Zentrum Sankt Nikolaus am Dom ist dem Patronat „St. Maria mit den Aposteln im Abendmahlssaal“ unterstellt. So verweist die Hauskapelle auf das Zusammenkommen der Apostel, Marias und vieler weiterer Jüngerinnen und Jünger im Jerusalemer Obergemach zwischen Christi Himmelfahrt und dem überwältigenden Pfingstereignis. Dort verblieben die verunsicherten Zurückgelassenen neun Tage lang „ständig“ bei intensivem flehendem Gebet (Apg1,13). Dort war es auch, wo eine erste wichtige Entscheidung der vorpfingstlichen Gemeinde fiel, die Nachwahl des Apostels Matthias.

Vielen in Deutschland ist nach öffentlich geführter und skandalisierter Baukostendiskussion zum Limburger Diözesanzentrum vor zehn

Jahren diese Kapelle bekannt. Man weiß aber zumeist nur, wie sie von außen aussieht. In klassischer Hausform mit Satteldach ragt sie deutlich aus dem eingeschossigen flachen Neubaukomplex heraus. Durch die dunkle Fassadenbekleidung aus schwarzem Basalt will sich das Gebetshaus verbunden wissen mit den mit schwarzem Schiefer gedeckten Gebäuden der umliegenden Altstadt. Kaum einer jedoch weiß, wie es drinnen aussieht.

Am Sonntag zwischen Himmelfahrt und Pfingsten sei auf die Installation zum Patronat der Gebetsstätte hingewiesen. Auf einer Säule steht die Figur einer Schutzmantelmadonna mit Kind umgeben von zwölf hohen Leuchtern, die Apostel im vorpfingstlichen Abendmahlssaal darstellend. Beterinnen, Beter in der ersten Bankreihe und an jedem Ort der Kapelle können sich leicht in diesen Halbkreis der biblischen Ge-

betsgemeinschaft einreihen. Pfingstnovene ist immer. Um Gottes Geist beten sollen wir zu jeder Zeit. Der Bischof, der als Apostelnachfolger mit seinem Team die Leitung des Bistums als tagtäglichen geistlichen Dienst versteht. Und jede Christin, jeder Christ, der sein Taufapostolat ernst nimmt.

Das nächstgelegene Fenster zeigt das Pfingstereignis mit den roten Feuerzungen. Die Empfangenden sind stilisiert dargestellt als nach oben offene Gefäße. Die weiteren Fenster legen die Intention des Kapellenpatronates aus, einmal das Gebet jedes Einzelnen alleine für sich und auch das gemeinschaftliche Gebet in Gruppen der Kirche um Gottes Geist. Mitten in der neuntägigen Pfingstnovene stehen wir mit Maria, den Aposteln und weiteren Zeuginnen und Zeugen im Jerusalemer Obergemach und die stehen mit uns an unserer jeweiligen Gebetsstätte. ■

Ein Ruf zur Umkehr an der Hand Mariens

Die Weihe Russlands und der Ukraine an das Unbefleckte Herz der Gottesmutter



Von der säkularen Welt wurde sie ignoriert, belächelt oder „umstritten“ genannt – viele gläubige Christen setzen aber große Hoffnungen darauf. Am 25. März 2022, dem Fest der Verkündigung des Herrn, hat Papst Franziskus Russland und die Ukraine dem Unbefleckten Herzen der Gottesmutter geweiht und dies auf ausdrücklichen Wunsch der ukrainischen Katholiken. Er kam dabei dem Auftrag Mariens nach, den sie den Seherkindern von Fatima am 13. Juli 1917 erteilt hatte. Die Gottesmutter hatte damals bereits den Zweiten Weltkrieg prophezeit, schwere Zeiten vorhergesagt und dem hinzugefügt: „Um das zu verhüten, werde ich kommen, um die Weihe Russlands an mein Unbeflecktes Herz und die Sühnekommunion an den ersten Samstag zu bitten. Wenn man auf meine Wünsche hört, wird Russland sich bekehren, und es wird Friede sein; wenn nicht, dann wird es seine Irrlehren über die Welt verbreiten, wird Kriege und Verfolgungen der Kirche heraufbeschwören, die Guten werden gemartert werden und der Heilige Vater wird viel zu leiden haben; verschiedene Nationen werden vernichtet werden; am Ende aber wird mein Unbeflecktes Herz triumphieren. Der Heilige Vater wird mir Russland weihen, das sich bekehren wird, und der

Welt wird eine Zeit des Friedens geschenkt werden.“ Tatsächlich geschah diese Weihe während des Zweiten Weltkriegs durch Papst Pius XII. am 31. Oktober 1942. Er hatte allerdings nicht ausdrücklich Russland, sondern die ganze Welt dem Herzen Mariens geweiht. Und tatsächlich kam es bald zur Wende im Zweiten Weltkrieg. Wenige Tage nach der Weihe landeten die Amerikaner in Nordafrika, was dazu führte, dass sich die Deutschen und anderen Achsenmächte aus Afrika zurückzogen und kurze Zeit später kam es zur Einkesselung der Deutschen durch die Russen in Stalingrad, was mit der Niederlage im Februar 1943 endete – alles Geschehnisse, die die Kehrtwende im Krieg einläuteten, der allerdings noch mehr als zwei Jahre dauern sollte. Am 8. Mai 1945 kapitulierte Deutschland, es war der Festtag der Erscheinung des Erzengels Michael am Monte Gargano.

Die Marienweihe wurde noch mehrfach von Päpsten vollzogen. Zu nennen ist vor allem die Weihe durch Papst Johannes Paul II. am 25. März 1984 auf dem Petersplatz in Rom. Auch der Papst erwähnte wie sein Vorgänger Pius XII. Russland nicht ausdrücklich. Gleichwohl begann aber bald darauf der Zerfall des Sowjetreichs durch die Perestroika des

sowjetischen Machthabers Michail Gorbatschow. 1989 fiel die Berliner Mauer.

Was wird die Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens durch Papst Franziskus bewirken? Wer ein rasches Eingreifen Gottes erwartete, muss enttäuscht werden. Man hat den Eindruck, der Krieg wurde unmittelbar nach der Weihe sogar noch härter. Unschuldige Zivilisten wurden brutal ermordet. Aber wer erwartet, dass Gott nach einer Weihe sofort eingreifen muss, der unterliegt grundsätzlich einem Irrtum. Zum einen sind Gottes Wege anders, als wir es uns vorstellen. Bei den Weihen von 1942 und 1984 stellten sich die wirklichen Veränderungen auch erst mehrere Jahre später ein. Gleichwohl zeigt die Geschichte des Zweiten Weltkrieges, dass da bereits wenige Wochen nach dem Weiheakt durch Papst Pius XII. die Wende im Krieg durch den Sieg der Alliierten in Nordafrika und die Niederlage der Deutschen in Stalingrad kam, eine Wende, die aber die Kriegsleiden nicht verminderte. Auch bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion nach der Weihe durch Papst Johannes Paul II. dauerte es noch rund fünf Jahre, bis diese zusammenbrach. Aber es geschah tatsächlich.

Nun hat aber auch diese Weihe nicht zum endgültigen Ende des Ost-West-Konfliktes geführt, wie die aktuellen Ereignisse zeigen. Russland will wieder expandieren, mit allen Mitteln – auch mit kriegerischen, wie der Überfall auf die Ukraine zeigt. Hier wird deutlich: Auch wenn die Gottesmutter von Anfang an von der Erbsünde befreit ist, ein unbeflecktes Herz hat, so ist die Welt noch lange nicht davon befreit – auch wenn sie diesem Unbefleckten Herzen geweiht ist. Erbsünde bedeutet, dass wir Menschen freiwillig uns von Gott abwenden, aus freiem Willen Böses tun. Diesen freien Willen nimmt uns

spricht. Vielmehr geht es um die deutlich schwierigere und auch mit Schmerzen verbundene Bekehrung der Herzen. Und auch die Sühnebereitschaft kann zur Umkehr anderer aufrufen, andere verstehen lassen, wie sehr Gott durch die Sünde leidet und dass es Menschen gibt, die selbst bereit sind, Leid anzunehmen, um andere auf den rechten Weg zu bringen. Wer aus Gedankenlosigkeit sündigt und im Innersten seines Herzens doch noch eine Ab-

Hüter unserer Nächsten und unseres gemeinsamen Hauses sind. Mit Kriegen haben wir den Garten der Erde verwüstet, mit unseren Sünden haben wir das Herz unseres Vaters

Gott nicht – und das ist der Grund dafür, dass Leiden und Sünde nicht aus der Welt verschwinden. Tragisch ist dabei, dass es auch die Unschuldigen trifft – aber es traf ja sogar den absolut Sündlosen, Jesus Christus, der am Kreuz starb, weil Menschen sich freiwillig für das Böse gegen ihn entschieden haben. Auch Maria, ohne Erbsünde empfangen, war nicht vom Leiden verschont – wir gedenken in der Frömmigkeit auch ihrer Schmerzen, besonders des Schmerzes, als sie ihren Sohn sterben sah.

Darüber hinaus steht die Aufforderung zur Weihe in Fatima durch Maria nicht allein. Sie ist verbunden mit dem Aufruf zur regelmäßigen Sühnekommunion. Im Grunde geht es darum, dass wir uns in Gebet und Eucharistiefeier aufopfern für die Sünden der Welt. Viele tiefgläubige Christen haben so auch ihre Leiden verstanden und besser durchstehen können, übrigens auch die zwei früh nach schwerer Krankheit verstorbenen Seherkinder von Fatima, Jacinta und Francisco. Für sie bedeutete die Annahme des Sühneleidens, Gott zu trösten, der zutiefst unter dem Unrecht leidet, das ihm und der Welt angetan wird.

Wenn die Weihe an das Unbefleckte Herz der Gottesmutter in der Botschaft der Gottesmutter mit dem Sühnegedanken verbunden ist, so zeigt auch dies, dass es bei der Weihe nicht um einen einfachen Akt geht, bei dem Gott alles ganz schnell zum Guten wendet, wenn man nur dieses Gebet weltweit

neigung gegen die Sünde hat und eine zwar nicht brennende, aber doch glimmende Gottesliebe in sich trägt, den kann die Erfahrung, dass andere für Gott und die Welt sühnen, zur Umkehr bewegen.

Doch auch die Bereitschaft, selbst umzukehren, sich selbst wieder Gott und dem Guten zuzuwenden, ist der Weg, die Welt zur Umkehr zu bewegen. Darum hat Papst Franziskus die Weihe an das Unbefleckte Herz der Gottesmutter in eine Bußandacht eingebettet und beginnt sie mit einem geradezu erschütternden Schuldbekentnis: „Wir aber sind vom Weg des Friedens abgekommen. Wir haben die Lehren aus den Tragödien des letzten Jahrhunderts und das Opfer der Millionen in den Weltkriegen Gefallenen vergessen. Wir haben die Verpflichtungen, die wir als Gemeinschaft der Nationen eingegangen sind, nicht erfüllt, und wir verraten die Träume der Völker vom Frieden und die Hoffnungen der jungen Menschen. Wir sind an Gier erkrankt, wir haben uns in nationalistischen Interessen verschlossen, wir haben zugelassen, dass Gleichgültigkeit und Egoismus uns lähmen. Wir haben Gott nicht beachtet, wir haben es vorgezogen, mit unseren Lügen zu leben, Aggressionen zu nähren, Leben zu unterdrücken und Waffen zu horten. Dabei haben wir vergessen, dass wir die

verletzt, der will, dass wir Brüder und Schwestern sind. Wir sind allen und allem gegenüber gleichgültig geworden, außer uns selbst. Und schamerfüllt sagen wir: Vergib uns, Herr!“

Doch trotz unserer Lieblosigkeit, so der Papst weiter, lässt uns Gott nicht im Stich – und genauso ist seine Mutter bei uns, die uns zur Umkehr einlädt und uns tröstet.

Im Grunde geht es darum, dass sich alle Gott und dem Guten zuwenden, es geht um die Umkehr aller Menschen. Und hier nimmt uns Maria liebevoll an die Hand. An uns allen ist es, diese Hand zu ergreifen und mitzugehen. Und wer dem nachkommt, wird schon in dieser unheilvollen Welt Frieden finden können, der Gott am Ende den totalen Frieden schenkt. Die weltweite Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens am 22. März 2022 war ein Schritt dorthin, allerdings nicht der letzte. Es werden wohl noch viele folgen müssen, begleitet durch Gebet und selbstloses Handeln aus Liebe zu Gott und den Menschen. ●



Das „Ave Maria“

Seit über acht Jahrhunderten Gebet der Christenheit



Es ist zum ununterbrochenen Gebetsstrom der Verehrung der Muttergottes rund um die ganze Erde geworden: Das Ave Maria. Aus dem Gebetsschatz der Kirche ist es nicht mehr wegzudenken. Das war nicht immer so. Woher stammt dieser gläubige Gruß an Maria mit seiner vertrauensvollen Bitte um Fürsprache bei Gott?

Der Mutter unseres Herrn Jesus Christus sind schon die ersten Christengemeinden mit großer Ehrfurcht und Liebe begegnet. Das älteste heute noch sichtbare Zeugnis hierfür stammt aus dem Orient. Es ist die in einen Felsen aus Nazareth geritzte Inschrift „Xaire Maria“ (Sei gegrüßt Maria!). Unser heute gebetetes „Ave Maria“ dürfte wohl über 800 Jahre alt sein. Wir finden seine Anfänge in der Blüte der Marienverehrung im Hochmittelalter. So ist uns um das Jahr 1180 durch Balduin v. Ford ein Kommentar zum Ave Maria überliefert. Schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts setzten sich fromme Prediger für das Beten des Englischen Grußes ein. Im selben Zeitraum prägt man beim Guss von Kirchenglocken auch die Inschrift „Ave Maria“. Im 13. und 14. Jahrhundert wurde in Konstitutionen von Provinzialkonzilien (zum Beispiel in Paris und Orléan) die Verordnung festgelegt, die Gläubigen sollten neben dem Paternoster auch das Ave Maria kennen und beten. Ein Generalkapitel der Serviten legte im Jahr 1249 fest, dass es zu Beginn jeder heiligen Messe und aller Horen zu beten ist. Später legten verschiedene Synoden für die Gläubigen verbindlich fest, dass neben dem Vaterunser und dem Glaubensbekenntnis zusätzlich das Ave Maria zu können sei.

Gegen Ende des Mittelalters entwickelte sich das Ave Maria zum selbstverständlichen Bestandteil der Volksfrömmigkeit. Im Jahre 1566 wurde es dann in den Römischen Katechismus aufgenommen. Seitdem wird es in Gottesdiensten und in der häuslichen Gebetsfrömmigkeit ohne Unterlass als Verehrungs-, Bitt- und Dankgebet gesprochen, oft auch als Folgegebet zum Vaterunser. Inzwischen enthält die Literatur ungezählte wertvolle meditative Betrachtungen zu den einzelnen Aussagen dieses einmaligen Gebetes. Unsere folgende Betrachtung soll nichts anderes sein, als der bescheidene Versuch, in einer Zeit nachlassender Marienverehrung das Ave Maria wieder einmal gedankenintensiver beten zu wollen.

■ AVE MARIA

Sei gegrüßt, Maria! „Xaire Maria!“ Wir wenden uns zu Dir mit dem Gruß der Ehrerbietung, den Dir der Erzengel Gabriel als Bote Gottes entgegenbrachte. Sei gegrüßt, Du Jungfrau, ohne Erbsünde empfangen, Königin des Himmels und der Erde!

AVE MARIA
GRATIA PLENA
DOMINUS TECUM
BENEDICTA TU IN
MULIERIBUS
ET BENEDICTUS
FRUCTUS VENTRIS
TUI, JESUS
SANCTA MARIA
MATER DEI
ORA PRO NOBIS
PECCATORIBUS
NUNC ET IN HORA
MORTIS NOSTRAE
AMEN

GRATIA PLENA

Gott hat Dich vom Beginn deiner Existenz an mit den himmlischen Gnaden in Fülle ausgestattet. Du wurdest durchdrungen von den Gaben des Hl. Geistes, der Frömmigkeit, Gottesfurcht, Demut und Weisheit. Du hast diese Gnaden in Dir zur vollen Entfaltung kommen lassen. Es war vor allem Dein tiefer Glaube, der Dich in Dankbarkeit alle Aufgaben des Lebens treu erfüllen ließ. Du bist die am meisten Begnadete unter den Menschen. Niemandem wurde ein größeres Glück zuteil, aber auch niemandem ein ebenso großer Strom der Schmerzen, der Dein Herz wie mit einem Schwert durchstieß. Trotzdem warst Du allezeit treu im Glauben und bliebst in Demut voll der Gnade.

DOMINUS TECUM

„Der Herr ist mit dir“. Gott bietet Dir durch unmittelbaren Kontakt über seinen Engel in feinfühlig-taktvoller Zurückhaltung Seine vertrauensvolle Nähe an. Die Großartigkeit dieses Versprechens können wir Menschen nur erahnen. Sie bedeutet Hochachtung, Schutz, Auszeichnung, Friede, Geborgenheit, Liebe und Güte in unbegrenzter Fülle.

BENEDICTA TU IN MULIERIBUS

Du bist das vollkommene Bild der Frau. Emanzipatorische Selbstverwirklichungsgeismen laufen daran vorbei. In der demütigen Übernahme Deines Vorbildes können Respekt, Achtung, Würde und Vollkommenheit des von Gott geschaffenen fraulichen Wesens aufleuchten. Du gabst Gott die Antwort, auf die er hoffte, seit Eva gesagt hatte: „Mein Wille geschehe.“ Du jedoch sagtest Ihm: „Dein Wille geschehe.“ So bist Du allen Menschen Vorbild in der vertrauensvollen Annahme des Willens Gottes mit den hierzu notwendigen Tugenden wie Liebe, Armut, Demut, Gehorsam, Glauben, Keuschheit, Frömmigkeit und Heiligkeit. „Selig bist du, weil du geglaubt hast!“ So bist Du mit Recht gebenedeit unter allen Frauen im Zeitenstrom der Geschichte der Menschheit.

ET BENEDICTUS FRUCTUS VENTRIS TUI, JESUS

Der Lichtstrahl Gottes traf Dich und senkte Dir die Seele unseres Herrn Jesus Christus in den Schoß. Gott wurde Mensch in der Frucht Deines jungfräulichen Leibes. Und Du gebarst Ihn in Hingabe und Armut, und doch mit dem höchsten Glück einer Mutter in demütiger Ehrfurcht eines Geschöpfes vor der unendlichen Heiligkeit Gottes.

SANCTA MARIA

Heilige Maria, Du bist die Vollendung der Reinheit des Menschen in der Einheit von Leib und Seele und in der Hei-

ligkeit bei Gott. Du bist unser aller Vorbild in der Liebe zur Heiligsten Dreifaltigkeit. Maria, heilige Glorie anbetender Demut, liebender Aufopferungsfähigkeit und überirdischer Schönheit in der raum-zeitlosen Dimension der Ewigkeit!

MATER DEI

Ave Maria, Mutter unseres Herrn Jesus Christus, Du Stern in der Lichtfülle der Heiligkeit des dreieinigen Gottes! Mutter der Fürsorge und selbstlosen Opferbereitschaft! Mutter mütterlicher Angst, Trauer und Schmerzen! Mutter endzeitlicher Glorie, immerwährende Freude des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes!

ORA PRO NOBIS PECCATORIBUS

Du weinst blutige Tränen um uns Sünder. Wir Menschen gleiten ab in die Sünde des Stolzes, der Selbstherrlichkeit, des Egoismus, der Lieblosigkeit, der Ablehnung von Gottes Liebe und Güte. „Die Menschen beleidigen Gott so sehr“, sagst Du in Traurigkeit. Du liebst Ihn aus ganzer Seele. Du liebst auch deine Kinder auf Erden. Du würdest alles tun, um uns Sünder aus der Schwärze des Todes zu retten. Aber so oft steht die Freiheit des Menschen im Weg, seine Verführbarkeit durch den satanischen Drachen. Du aber bist die „Immerwährende Hilfe“. Du bist die Trösterin der Betrübten, Verängstigten, Schwachen und Hilflosen. Alles, was Du erbittest, wird von Gott erhört, wenn es unserem ewigen Heil dient. Der Weg zu Jesus führt am sichersten über Dich, Königin des Himmels und der Erde!

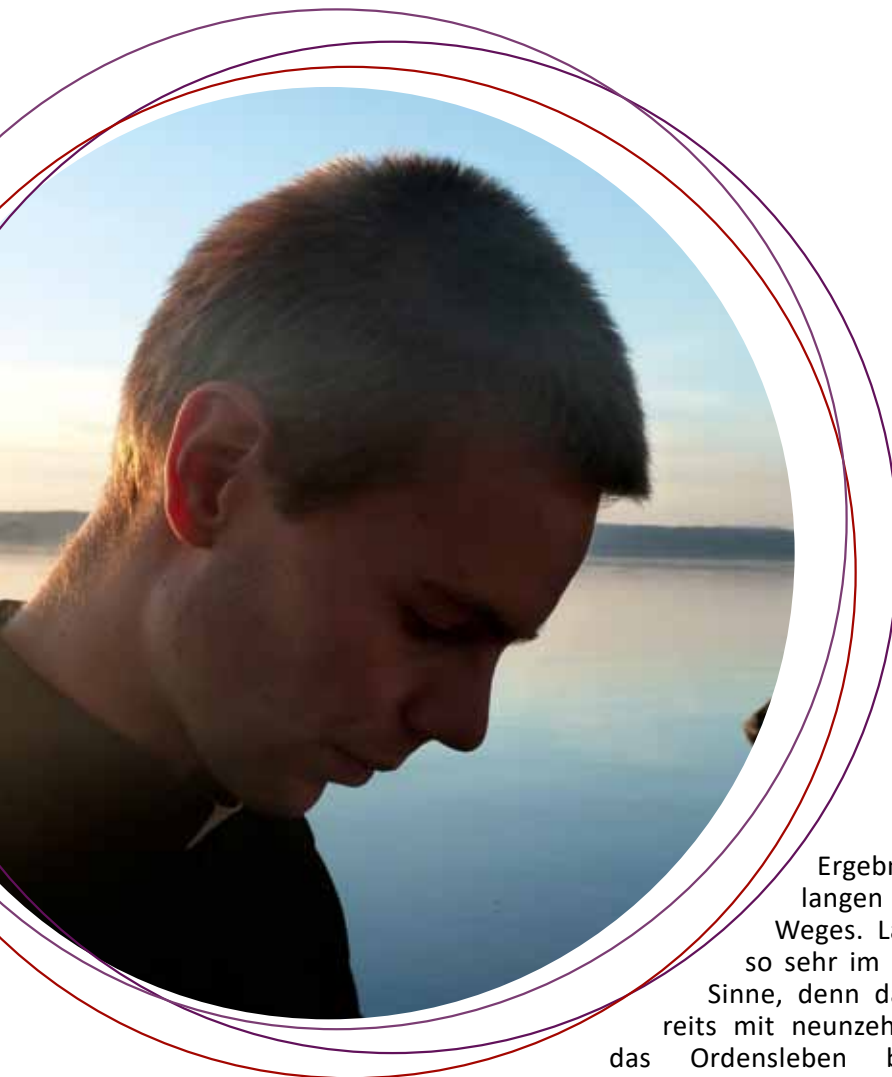
NUNC ET IN HORA MORTIS NOSTRAE

Eile uns zu Hilfe! Die Bosheit Satans droht überzuschwappen in Krieg, Mord, Vergewaltigung, Lästerung, Stolz, Egoismus und widernatürlicher Selbstherrlichkeit. Der bittere Kelch füllt sich bis zum Überlaufen. Der Tanz auf dem Vulkan nimmt dämonische Formen an. Du aber kannst dem Bösen gebieten. Sei bei mir, wenn die Stunde des Todes eintritt. Hole mich ab, wenn meine Seele das Tor zur Ewigkeit durchschreitet. Wehre ab alle bösen Kräfte in den letzten Versuchungen und Angriffen Satans! Sei mein Schutz, meine Fürbitterin, meine mütterliche Zuflucht! Geleite mich vor das Angesicht Gottes. Du gütige, Du milde und treue Jungfrau Maria.

AMEN

So sei es im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. So vertraue ich in der Festigkeit meiner kindlichen Liebe auf Dich und grüße Dich nochmals:

Ave Maria!



Malte Schwarzer, IVE:

Der Weg bis zur Erkenntnis meiner Berufung

Die Frage warum jemand sich entscheidet, Priester zu werden, ist oft nicht leicht zu beantworten. Die Wahl des Priestertums ist etwas sehr Tiefgreifendes und die Leute scheinen dies zu ahnen, wenn sie diese Frage stellen. In der Tat handelt es sich nicht nur um die Übernahme einer beruflichen Tätigkeit, wie wenn jemand Schreiner oder Informatiker wird. Die Priesterberufung ist Frucht tiefer innerer Überzeugungen und Ausdruck eines Ideals. Sie ist auch etwas sehr Persönliches und daher nicht leicht in Worte zu fassen, zumal die Wege auf denen man zu einer solchen Entscheidung kommen kann, sehr unterschiedlich sind. Einige sind sich ihrer Berufung schon von Kindheit an bewusst, andere entdecken sie erst im fortgeschrittenen Alter.

In meinem Falle stand die Wahl des Priestertums keineswegs von Anfang an fest; sie ist vielmehr das

Ergebnis eines langen inneren Weges. Lang nicht so sehr im zeitlichen Sinne, denn da ich bereits mit neunzehn Jahren das Ordensleben begonnen habe, kann ich nicht wirklich sagen, ich hätte meine Berufung spät entdeckt. Lang vielmehr in Bezug auf die innere Reifung deren Frucht diese Entscheidung war, angesichts der Tatsache, dass meine ursprüngliche Haltung gegenüber dem Priesterberuf keineswegs positiv war.

Zuallererst ist zu erwähnen, dass ich nicht wirklich im Glauben aufgewachsen bin, auch wenn ich am schulischen Religionsunterricht teilnahm und als Kind die wesentlichen Sakramente empfangen habe. Ich wusste sehr wenig darüber, was es eigentlich bedeutet, Christ zu sein und ziemlich schnell nach der Firmung habe ich, wie heutzutage leider der Großteil der Jugendlichen, jegliches Interesse an Kirche und Glaube – und an Gott – verloren. Alles in allem war ich wohl ein typischer Jugendlicher unserer Zeit, mit den üblichen Wünschen und Vorstellungen, Hobbys und Problemen. Mit der Kirche hatte ich nicht viel zu tun, auch wenn

meine Familie sich mit der Zeit wieder mehr dem Glauben zuwandte. Im Gegenteil: in dem Maße in dem meine Eltern sich der Religion näherten entfernte ich mich von ihr, wohl auch, da ich mir bewusst war, dass mein Lebensstil sich mit einigen Forderungen des christlichen Ideals schwerlich vereinen ließe. Außerdem hatte ich, platt gesagt, überhaupt keine Lust an den religiösen Praktiken, die meine Eltern mir vorschlugen. In dieser negativen Einstellung gegenüber der Religion verblieb ich mehr oder weniger bis zum Ende meiner Schulzeit, das heißt, bis ich etwa siebzehn Jahre alt war. Ich wohnte zu jener Zeit schon seit einigen Jahren in Finning und sollte mein Abitur im Jahrgang 2011/2012 am Ammerseegymnasium in Dießen ablegen.

Ich glaube, dass die Zeit des Schulabschlusses für viele Menschen, oft auch ohne dass sie sich dessen bewusst sind, von großer Bedeutung für ihr zukünftiges Leben ist, denn es ist der Moment, in dem man den „vorgezeichneten Weg der Schule“ verlässt und selbst entscheiden muss, worauf man das eigene Leben ausrichtet. Der heilige Alberto Hurtado hat dies einmal sehr schön ausgedrückt: „Man sagt



zurecht, dass die ganze Zukunft eines Menschen von zwei oder drei ‚Ja‘, von zwei oder drei ‚Nein‘ in seiner Jugend abhängt“. Und vielleicht war es gerade dieser Gedanke, der am meisten zu jener tiefgreifenden Umwandlung meiner Einstellung, durch welche ich letztendlich zum Priestertum gelangte, beigetragen hat. Ich war mir in jener Zeit klar bewusst, dass ich Entscheidungen zu treffen hatte, die mein ganzes zukünftiges Leben prägen würden. Zudem war ich überzeugt davon, dass unser Glück und das Gelingen unseres Lebens keineswegs einfach dem Zufall überlassen sein kann, sondern dass all dies wesentlich davon abhängt, was wir in unserem Leben suchen und worauf wir es ausrichten. Gleichzeitig wurde mir in jener Zeit aufgrund verschiedener Umstände immer mehr bewusst, dass das, worin ich bisher mein Glück gesucht hatte – Freundschaften, Hobbys, Sport, Fernsehen, gutes Essen ... all das, was man die Freuden und Genüsse dieser Welt nennen könnte, gute wie schlechte – letztendlich zu oberflächlich und vergänglich war. Ich kam so zu der Überzeugung, dass der Sinn unseres Lebens nicht allein in diesen rein materiellen Dingen liegen kann – in flüchtigen Vergnügungen, die

oft nichts weiter zurücklassen als innere Unruhe und Leere – sondern dass es höhere Ideale geben muss, für die es sich lohnt zu leben (und zu sterben) und die dem Menschen bleibenden Frieden und Glück versprechen können.

Ich könnte nun von den verschiedenen Idealen, Überzeugungen oder spirituellen Ausrichtungen erzählen, in denen ich nach diesem Sinn gesucht habe, aber das würde den Rahmen sprengen. Erwähnenswert ist vielleicht, dass ich in jener Zeit fest entschlossen war, mich radikal dem zu widmen, was ich als den Sinn des Lebens erkannt hätte – noch ohne überhaupt zu wissen, wo ich diesen suchen sollte. Eine Zeit lang dachte ich zum Beispiel darüber nach, Arzt zu werden und mich den Armen in Afrika zu widmen – und es ist komischerweise dieser Gedanke gewesen, der mich zum ersten Mal über ein eheloses Leben – den „Zölibat“ – hat nachdenken lassen. Ich war mir nämlich bewusst, dass es schwer möglich gewesen wäre, sich einerseits ganz den Armen zu widmen und andererseits eine ordentliche Familie zu gründen – zumal mitten in Afrika! Vielleicht ein seltsamer Gedanke meines jugendlichen Enthusias-

mus, aber ich denke, dass Gott ihn genutzt hat, um mir klar zu machen, dass es sich lohnt, für große Ideale auch große Opfer zu bringen.

Von vielen Seiten her sah ich mich in meiner Suche immer wieder auf den christlichen Glauben verwiesen, so dass ich langsam zu der Überzeugung kam, dass sich hier vielleicht der Sinn und das Glück finden könnten, nach denen ich suchte. Allerdings gab es immer noch viele Hindernisse zu überwinden, bevor ich mich zu einer endgültigen Entscheidung durchringen konnte. Daher beschloss ich, nach dem Abitur zuerst einmal an einer kleinen privaten Hochschule im Schwarzwald Philosophie und Theologie zu studieren. Meine Absicht war dabei vor allem, den Glauben besser kennen zu lernen. Zudem wollte ich mich aber auch vergewissern, dass ich auf dem richtigen Weg war, denn ich wollte mein Leben nicht auf etwas aufbauen, was sich letztendlich als Täuschung herausstellte. So setzte ich mich intensiv mit den Gründen für (und gegen) den Glauben auseinander. Dies war, ehrlich gesagt, oft alles andere als leicht und hat mich viel Zeit und Mühen gekostet. Den-



noch bin ich der Ansicht, dass diese Anstrengungen notwendig waren und immer noch bin ich überzeugt, dass der Mensch nicht einfach in den Tag hineinleben, sondern sich ernsthaft mit dem tieferen Sinn seines Lebens auseinandersetzen sollte. Die Zeit im Schwarzwald führte mich zur festen Überzeugung, dass sich im christlichen Glauben jene Wahrheit finden ließe, nach der ich mein Leben ausrichten konnte, und festigte zugleich in mir den Entschluss, mich ganz Gott im Ordensleben zu weihen. In dieser Ent-

scheidung sah ich letztendlich den Weg, jene radikale Ausrichtung auf den letzten Sinn des Lebens – auf Gott, wie ich jetzt wusste – nach der ich von Anfang an gestrebt hatte, in die Tat umzusetzen. Und so trat ich am Ende jenes Jahres ins Ordensleben ein.

Wenn ich jetzt auf den gegangenen Weg zurückblicke, möchte ich vor allem Gott danken, denn ich bin mir sicher, dass er mich in all dieser Zeit stets begleitet und geleitet hat. Ich möchte ihm danken für all die schönen Zeiten, die ich habe erleben dürfen und für all die Menschen, denen ich begegnet bin. Vor allem möchte ich ihm danken für die acht Jahre, die ich bis jetzt im Orden verbracht habe. Es sind ohne Zweifel die schönsten Jahre meines Lebens gewesen, und nie habe ich es bereut, diesen Weg gegangen zu sein. Vor allem die Zeit im Priesterseminar war einzigartig. Aktuell hat unser Seminar in Italien 54 Seminaristen aus 20 verschiedenen Nationen. Die Einheit und das gemeinsame Leben so vieler Menschen, die alle von demselben Ideal beseelt sind, die gemeinsam ver-

suchen für Gott zu leben und für die Kirche zu wirken. Die unbeschreibliche Harmonie trotz der großen Verschiedenheit der Kulturen und der persönlichen Geschichten haben das Leben im Seminar zu etwas ganz Besonderen gemacht, für das ich immer dankbar sein werde.

Jetzt bin ich am Ende eines (letztendlich doch recht) langen Weges angelangt: Im Juli werde ich, so Gott will, zum Priester geweiht, worauf ich mich schon sehr freue. Ich hoffe, dass ich mit meinem priesterlichen Dienst viele Menschen Gott näherbringen kann. Immer noch bin ich überzeugt davon, dass es kein höheres Ideal gibt, dem man sein Leben weihen könnte, denn letztendlich ist es Gott, den die Menschen am meisten brauchen und nach dem sich unbewusst oder bewusst jeder Mensch sehnt, weil er nur in ihm das wahre Glück und den letzten Frieden finden kann.

Ich bitte euch um euer Gebet für meine kommende Priesterweihe und versichere euch zugleich das meinige.

In Christus und Maria
Malte Schwarzer, IVE
(IVE = Instituto del Verbo Encarnado = Institut des fleischgewordenen Wortes)



Petrus Canisius:

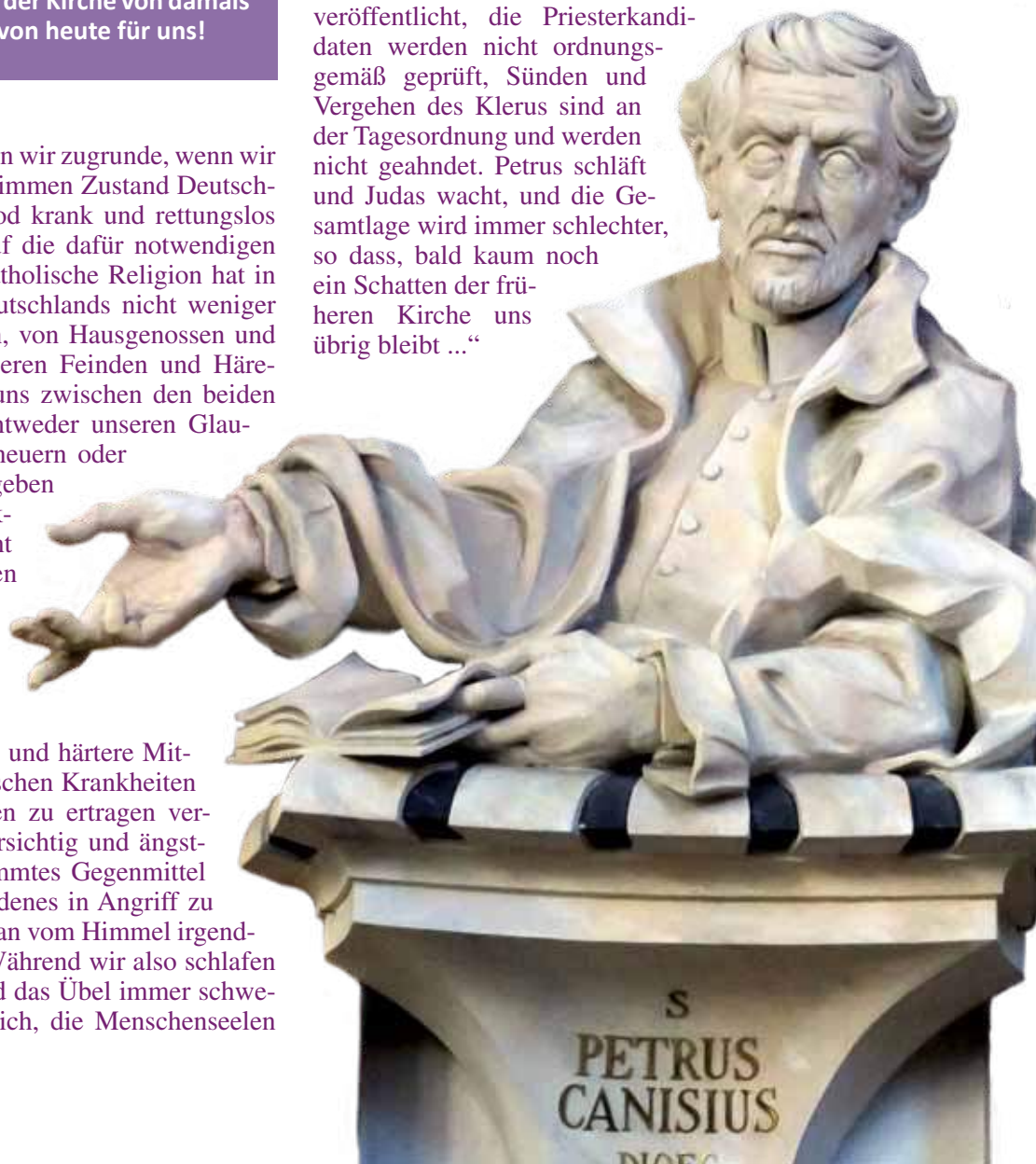
Den Zustand der Kirche sehen und handeln

Der Brief von Petrus Canisius an den Würzburger Bischof zeigt die dramatische Situation der katholischen Kirche in Deutschland im Jahr 1561. Das war eine beträchtliche Zeit nach dem Beginn der protestantischen Revolution von damals. Die heutige Lage der Kirche in Deutschland zeigt Ähnlichkeiten mit der von Petrus Canisius beschriebenen. Die damaligen Reformer in der Kirche, vor allem die Jesuiten, konnten mit ihrem beispiellosen Engagement die Spaltung nicht mehr rückgängig machen. Aber sie konnten viele zurückgewinnen, die am Glauben der Kirche festhalten wollten. Die Aufgabe der Reformer in der Kirche von damals ist die Herausforderung von heute für uns!

... „mit Wissen und Willen gehen wir zugrunde, wenn wir uns nicht ernstlich auf den schlimmen Zustand Deutschlands, das jetzt wie auf den Tod krank und rettungslos verloren darniederliegt, und auf die dafür notwendigen Gegenmitteln besinnen; Die katholische Religion hat in den wichtigsten Sprengeln Deutschlands nicht weniger von Innen und im Verborgenen, von Hausgenossen und falschen Brüdern, als von äußeren Feinden und Häretikern zu leiden. Wir müssen uns zwischen den beiden Möglichkeiten entscheiden: Entweder unseren Glauben: zu verteidigen und zu erneuern oder ihn zu unserer Schande aufzugeben

... In Glaubenssachen den Sektierern nachzugeben, geht nicht an. Kompromisse beschleunigen nur den Untergang der Religion. Einige scheinen – heutzutage sind es allerdings nur wenige – wie strenge, unerbittliche Ärzte zu handeln, die sofort alles Krankhafte abtrennen und härtere Mittel vorschreiben, als die chronischen Krankheiten und die Schwäche der Kranken zu ertragen vermögen. Andere sind gar zu vorsichtig und ängstlich, so dass sie an kein bestimmtes Gegenmittel zu denken und nichts Entschiedenes in Angriff zu nehmen wagen, gleich als ob man vom Himmel irgend ein Wunder erwarten müsste. Während wir also schlafen oder andere Dinge treiben, wird das Übel immer schwerer, die Häresien greifen um sich, die Menschenseelen

gehen verloren, das Ärgernis ist an der Tagesordnung, der Besitz der Kirche zerschmilzt, alle Frömmigkeit und Kirchenzucht hört auf. Die Geistlichkeit ist über jedes erträgliche Maß von Missständen befallen, will aber auch keine Besserungsversuche zulassen ... Bischöfe und andere Kirchenfürsten haben Angst, sie könnten eine Abfuhr erleiden, wenn sie von ihren Domkapiteln auch nur eine Kleinigkeit im Zuge der Reform forderten. Sie werden durch die erbärmliche Lage eingeschüchtert, sie fürchten immer neue Unruhen, einer wartet auf den Anderen, der als Erster das Glatteis betreten soll. Und so lassen sie alles laufen, wie es läuft, diese Oberpolitiker und geheimen Räte. So hat man durch viele Jahre die Visitation der Pfarreien ausgesetzt, man hält keine Synoden, die Dekrete des Tridentinums werden nicht veröffentlicht, die Priesterkandidaten werden nicht ordnungsgemäß geprüft, Sünden und Vergehen des Klerus sind an der Tagesordnung und werden nicht geahndet. Petrus schläft und Judas wacht, und die Gesamtlage wird immer schlechter, so dass, bald kaum noch ein Schatten der früheren Kirche uns übrig bleibt ...“



Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Schwester Josaphata Ich opfere euch mein Herz

„Dank Dir, Ukraine; du hast in deinem unermüdlichen und heldenhaften Kampf Europa gegen die Invasoren verteidigt“. So verabschiedet sich Papst Johannes Paul II. im Juni 2001 nach seinem Besuch in dem Land, das ihm so sehr ans Herz gewachsen ist. In seiner Predigt zur Seligsprechung von 30 Glaubenszeugen hatte er den Metropoliten der griechisch-katholischen Kirche der Ukraine zitiert, die Erde von Halytchyna, dem Ort, an dem die Seligsprechung stattfand, sei „von Bergen von Leichen und Strömen von Blut“ bedeckt.

Dir, Land Ukraine, wünsche ich Frieden, sagte der Papst zum Abschied; sein Wunsch ging nicht in Erfüllung.

Unter den Glaubenszeugen, die er an jenem 27. Juni seligspricht, ist auch Josaphata Hordashevka. Michaelina wird am 20. November 1869 in Lemberg in eine Bauernfamilie mit acht weiteren Geschwister geboren. Die Familie gehört zur griechisch-katholischen Kirche. Die kleine Michaelina ist eine besonders gute Schülerin und tief religiös. Mit Einverständnis ihres Beichtvaters Jeremiah Lomnytzky legt sie mit 20 Jahren ein Keuschheitsgelübde ab. Dann sagt sie ihm, dass sie bei den klausurierten Basilianerinnen eintreten möchte. Doch der Basilianer bittet sie angesichts der erschreckenden Not im Land einen neuen, tätigen Zweig des Ordens zu gründen. Michaelina stimmt zu. Sie sieht, wie wichtig diese Aufgabe ist und sieht darin den Willen Gottes. Sie ist bereit, alle Opfer auf sich zu nehmen.

Sie wird zur Vorbereitung zu den Felizianerinnen geschickt, während sich die Mönche um ein Kloster für die zukünftige Gemeinschaft kümmern. Schon am 24. August 1892

werden die ersten sieben „Dienerinnen der Unbefleckten Jungfrau Maria“ in Lemberg feierlich eingekleidet. Michaelina nimmt den Ordensnamen Josaphata an und wird erste Oberin. Der Heilige, dessen Namen sie nun trägt, hat 1596 der Union von Brest im Konflikt zwischen orthodoxen und katholischen Christen zugestimmt. Die Katholiken gehören nun zu Rom und behalten ihren byzantinischen Ritus bei. Am 12. November 1623 wird der Bischof infolge des fortbestehenden Konflikts von einem Mob gelyncht.

Schwester Josaphatas Orden – die erste tätige Schwesternkongregation des ukrainisch-byzantinischen Ritus – dient von nun an gemäß dem Leitwort ihrer Gründerin jenen Menschen, deren Not am größten ist. Die Schwestern sollen Heime für Bauernkinder gründen, die Kranken und Armen in den Dörfern betreuen, ihnen beistehen und sie auf einen guten Tod vorbereiten, die Sonn- und Feiertage mit Lesungen der Heiligenviten und der Heiligen Schrift auch für die Analphabeten heiligen.

Schnell wächst die Zahl der Schwestern. Schon 1902, nur zehn Jahre nach der Gründung, gibt es in 26 Konventen in der Ukraine 128 Schwestern und es gibt Schwestern in Kanada und 1911 in Brasilien. Aber es gibt auch Schwierigkeiten. Während des ersten Generalkapitels 1902 wird Schwester Josaphata zur Generalsuperiorin gewählt. Streitigkeiten führen aber dazu, dass sie ihr Amt aufgibt. Ihr und ihrer leiblichen Schwester Arsenia wird vom Erzbischof von Lwiw die Ewige Profess verweigert. Dennoch wird die Gründerin auf dem nächsten Generalkapitel in Abwesenheit wieder gewählt und der Bischof gebeten, die Ewigen Gelübde zuzulassen. Er tut das und einen Tag da-

nach, am 11. Mai 1909, kann Sr. Josaphata ihr Amt übernehmen.

Während der Stalinzeit wird der Orden aufgehoben. Doch die Schwestern arbeiten im Untergrund weiter. Ihr Mitbegründer, P. Jeremiah, wird im Januar 1915 von der russischen Okupationsarmee verhaftet und im Februar in die Verbannung nach Sibirsk geschickt. 1916 stirbt er in der Verbannung.

Sr. Josaphata stirbt 49jährig 1919 unter großen Schmerzen an dem Tag, den sie vorausgesehen hatte. Es ist der 25. März, das Hochfest der Verkün-



digung des Herrn. Sie wird auf dem Friedhof der kleinen Stadt Tschernowohrad nördlich von Lwiw beigesetzt, 1982 werden ihre sterblichen Überreste in das Mutterhaus nach Rom gebracht. „Jesus, Maria, Josef, ich opfere euch mein Herz“ – das waren ihre letzten Worte.

Heute gibt es etwa 700 Schwestern in der Ukraine, Polen, Serbien, der Slowakei, Brasilien, Kanada und in den USA.

Ihre Heimat „hundertfach mit Blut befleckt, einst eine glorreiche Landschaft“ – so zitierte Papst Johannes Paul II. den ukrainischen Dichter Taras Schewtschenko – ist nun wieder geworden, was er damals beklagte. ■

Demonstration für das Leben in München

Der zweite Münchner Marsch fürs Leben war ein voller Erfolg!



Nach wochenlangen Wer- beaktionen ging ein kühner, sehnsüchtiger Traum tatsächlich in Erfüllung: strahlende Frühlingssonne über der herrlichen Kulisse des Münchner Königsplatzes, mehr als 2000 Menschen, Corona-Einschränkungen nur als Maske und Abstand, die gute Stimmung durch die zu Hunderten bereits aufgeblasenen gelben und blauen Luftballons noch gesteigert. Was macht eine feminine, liebevolle Organisation doch alles aus!

Es ist ein riesiger Erfolg für den jungen Trägerverein Stimme der Stillen e.V., der dies in selbstloser, rein ehrenamtlicher Arbeit ohne jede finanzielle oder andere Unterstützung von Verbänden oder Kirchen geschafft hat. Ihm und seinen Helfern gebührt übergroßer Dank! Tragen Sie sich bitte heute schon den Termin für den 3. Münchner Marsch fürs Leben in Ihre Kalender ein: Samstag, 25. März 2023, Mariä Verkündigung. Wieder ein herrlicher Termin für Menschen mit Herz, wie es heuer der Josefstag war. „Ein Marsch fürs Leben gehört nach München! Einer Stadt, in der

auf der Mariensäule vor dem Rathaus eine Mutter ihren Säugling auf dem Arm trägt und den Menschen zeigt!“ Diese Worte des jungen Paters Johannes aus dem Passionistenkloster in München-Pasing bei seiner engagierten Rede sprachen den Teilnehmern aus der Seele. Der Heilige Josef habe den noch ungeborenen Gottessohn neun Monate erleben dürfen, sein Heranwachsen spüren, ihn versorgen, beschützen und bewusst begleiten dürfen! Josef war bei der Geburt des Kindes dabei und nahm ihn als erster Mensch in seine väterlich-wärmenden Hände. Und er, Pater Johannes, dürfe in seinen bisher zehn Priesterjahren auch schon so viel „Vatersein gestalten im lebendigen Beitragen zum Gedeihen“ von jungen wie alten Menschen – jenseits jeder biologischen Vaterschaft, auf die er als zölibatärer Mann im Orden freiwillig verzichte. Er sprach die linksbuntqueeren Gegner des Marsches, die weitab gehalten wurden von einer genial agierenden Münchner Polizei, direkt und mutig als Priester an und sagte, ihr Schreien und Toben „Hätt Maria abgetrieben, wärt ihr uns erspart geblieben“, das

sei eine Täuschung! „Nein! Richtig ist doch: Hätt Maria nicht geboren, wären wir allesamt verloren, liebe Freunde!“

Wir engagierten Lebensschützer fragen uns seit Jahren: Wann wird einmal einer der katholischen oder evangelischen Bischöfe oder auch Priester öffentlich gegen diese gemeine und gotteslästerliche Parole und Beleidigung der innersten Gefühle aller gläubigen Christen und aller christlichen Konfessionen Protest einlegen? Sie setzen sich doch derzeit für so vieles medienwirksam ein, warum nicht auch einmal ein ökumenisch-öffentlicher Protest gegen diese christenverachtende, ja niederträchtige Formulierung unserer Gegner?

Eine durchgängige, grandiose Parole von Pater Johannes war dagegen: „Wir sind nicht der Mainstream, er interessiert uns nicht: Wir sind der Lifestream!“ Solche Worte sind zitierfähig und einprägsam. „Wir sind der Lifestream, weil Gott das Leben mit uns lebt!“, rief er uns ermutigend zu. Und das ist die Wahrheit.

Zwischen den Statements gab es immer wieder flotte Life-Musik junger Leute auf dem Podium, damit auch Austausch und Gespräche der Teilnehmer untereinander möglich waren. An zahlreichen Infoständen konnten sich die verschiedenen Lebensrechts-Organisationen präsentieren, fröhliche junge Gesichter überall bei den Engagierten. ALfA, CDL, Sundaysforlife, Aktion Leben, eine Hochschulgruppe aus Regensburg, alle waren eingeladen und gekommen, um dem Tag ein farbiges und vielfältiges Gesicht zu geben. Studentinnen und Studenten aus Frankfurt standen als Gruppe 40 Tage für das Leben mit tollem, großem Spruchband da, sichtlich stolz darüber, dass in ihrer Stadt neuerdings mehrere Gerichtsurteile zugunsten der Lebensrechtler entschieden wurden. In München-Freiham stehen sie seit Jahren zweimal im Jahr 40 Tage lang – und suchen hier händeringend um Mitbeter. Alle Gruppen, die sich präsentieren konnten, hatten allerdings auch wirksame Werbung auf den Weg gebracht und damit sehr zum Bekanntwerden des

Termins in München beigetragen. Ihnen allen und auch den vielen, die unermüdlich persönlich Einladungen weitergeleitet haben – auch der großen Nachricht von 1000plus an seine Unterstützer – gilt aufrichtiger Dank! Es macht gemeinsam und uneigennützig wirklich Freude und bringt Erfolg. Daher heute schon die Bitte an alle Menschen guten Willens: Werden auch Sie Lebensschützer! Werben auch Sie nächstes Jahr tapfer für den Marsch 2023! Nie war es wichtiger als derzeit!

So brachte es Gabriele Kuby in ihrem großen Beitrag auf dem Podium auf den Punkt: Wenn es nach vielen Politikern weltweit gehe, auch hierzulande nach den Linken und Grünen, „dann soll jede Beschränkung wegfallen: Kindstötung bis zur Geburt.“ Zu Recht geißelte Kuby die unsägliche Forderung des französischen Präsidenten Macron vom Januar dieses Jahres nach einem „Recht auf Abtreibung“ für die europäische Grundrechtscharta. Lesen Sie ihre Rede in voller Länge in dieser Ausgabe des „Fels“. Ist den

Bischöfen, den Christen hierzulande dies alles wirklich bewusst? Wären solche unmenschlichen Forderungen – auch der Ampelregierung hierzulande – nicht ein Anlass, dem dringenden Wunsch des Papstes nach mehr Engagement der deutschen Bischöfe im Lebensschutz endlich mehr Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen? Der Einsatz für das Lebensrecht der ungeborenen Kinder ist in der Tat eine genuine Aufgabe der Laien, aber bitte mit Unterstützung der ganzen Kirche!

Viele, die Märsche fürs Leben nicht bewerben und oft belächeln, meinen, dass der Kampf um die Abtreibung schon verloren sei. Die tapferen, weit überwiegend jungen Demonstranten vom 19. März auf dem Königsplatz in München sind völlig anderer Meinung: Keineswegs ist alles verloren, Beispiel Amerika. Immer wieder gibt es Lichtblicke, wie etwa in Texas mit dem neuen Heart-beat-Gesetz. Dies alles wurde in Gesprächen untereinander auf dem Königsplatz thematisiert und diente der Ermutigung und Bestär-



kung im Einsatz für das Leben. Wir sind informiert, und lassen uns nicht entmutigen. Wir nutzen das freie und mutige katholische Nachrichtenportal www.kath.net, über welches wir uns in der Rubrik *prolife* aktuellst gerade bezüglich der weltweiten Entwicklungen im Lebensschutz informieren lassen! Bleiben auch Sie alle dran!

Sogar von weither hatten sie sich auf den Weg gemacht, aus Aachen, Frankfurt, Nürnberg, Ingolstadt, Regensburg, Rosenheim, Memmingen, aus dem Allgäu und anderswo her kamen die Menschen und zeigten ihr Gesicht und ihre Präsenz gegen die Verharmlosung der Abtreibung, die ganz einfach Mord an wehrlosen Menschen ist! Auch Papst Franziskus sprach ja offen von „Auftragsmord“ an ungeborenen Kindern.

Nächstes Jahr erträumen wir uns mindestens 3500 Teilnehmer in unserer „Weltstadt mit Herz“. Das war der Olympiaslogan von 1972. Helfen Sie heute schon mit durch rechtzeitiges Thematisieren der Demo

2023 in München. In Berlin findet der diesjährige Marsch für das Leben am 17. September 2022 statt. Veranstalter ist dort der Bundesverband Lebensrecht. Unterstützen Sie bitte auch diese Initiative. Mit dem FlixBus kommt man in der Nacht vorher gut nach Berlin und in der nächsten Nacht wieder zurück. Unser Land soll wieder ein Herz für die Ungeborenen und die Schwächsten – auch am Lebensende – bekommen! Sie gehören ebenfalls zu den „vulnerablen Gruppen“, von denen in den letzten Monaten so viel gesprochen wurde.

Eine große Schar von Buben und jungen Burschen war mit Pater Leonhard LC zu einem Ausflugstag nach München unter dem Motto „Get strong“ gekommen und dabei auch zur Teilnahme am Marsch fürs Leben. Im Interview sagte Pater Leonhard: „Wir möchten diese Jungen so formen, dass sie ihre Frauen später mal nicht im Stich lassen.“ Ihr roter Wimpel flatterte dabei frohgemut im Frühlingswind und wies mit der Aufschrift „Regnum Christi“

einen lebenswichtigen Weg in eine bessere Zukunft.

Als erste Rednerin, bevor der Marsch sich dann ca. 40 min ohne große Störung durch das Viertel der Technischen Universität über den Karolinenplatz wieder zum Königsplatz zurückbewegte, sprach die junge Lebensschützerin aus Wien, Theresia von Habsburg. Den Josefstag nahm sie zum Anlass, auf die Rolle der Männer bei Konflikt-schwangerschaften hinzuweisen. Man müsse die Lüge aufdecken: In der Diskussion um Abtreibung gäben die Männer scheinbar großzügig der Frau „Freiheit“ und forderten für die Frau Entscheidungsfreiheit im Konflikt; das sei aber eigentlich ein Sich-Zurückziehen aus der Verantwortung, eher eine Feigheit, ein Alleinlassen der Frau mit dem Problem. Sie appellierte an die Männer und wies sie auf die wichtige Rolle, auf ihr großes Potential hin, das sie bei der Frage nach dem Weiterleben ihres Kindes hätten. Die Worte, die Gesten und Taten der Männer könnten lebensrettend für ihr Kind sein.



Auch zeigte sie auf, dass die Abtreibungsindustrie vor allem in Amerika ein riesiger Wirtschaftszweig mit eigenen Begehrlichkeiten und gewaltigen Geldflüssen sei. Dieses Geld werde dann wieder in Agitationen und Lobbyarbeit pro choice eingesetzt. Dagegen müssten wir uns stemmen.

Nach den ersten Redebeiträgen setzte sich der Marsch ohne Hektik in Bewegung. Interessant war, wie die Münchner Polizei die Gruppe von etwa 20 Gegnern des Marsches, die plötzlich aus einem Gebäude sprangen und sich mitten auf die Straße setzten, klug ausschaltete. Sie wollten den Marsch am Weiterziehen aufhalten, wurden jedoch von den Polizisten zu einem Oval mitten in der Straße eng gedrängt sitzend zusammengezogen, von Beamten umstellt – und wir könnten ungestört links und rechts daran vorbeigehen. Maximal 5 Minuten stoppte der Zug.

Es ist also völlig ungefährlich, auch Kinder auf diese Demo mitzunehmen; zahlreiche Eltern hatten

ihre Kinderwagen mit dabei und größere Kinder an der Hand. Der herrliche und riesige Königsplatz lässt kein Gedränge aufkommen, Zehntausende finden ja dort Platz.

Mit viel Musik – manchmal etwas laut – bleibt der Münchner Marsch fürs Leben 2022 ein eindrückliches, ja grandioses Erlebnis ohne jede Zwischenfälle oder Störung der Reden auf dem Königsplatz. Der Zugang wurde genau über abgeriegelte Eingänge von der Polizei kontrolliert.

Mit großer Freude und Beifall vernahmen die Teilnehmer gleich zu Beginn, dass Dr. Stephan Oster, Bischof von Passau und Erzbischof Dr. Nikola Eterovic, der Apostolische Nuntius in Deutschland, Grußworte geschickt hatten; beide Briefe wurden von Silja Fichtner, der Vorsitzenden des Organisationsvereines, in voller Länge verlesen. Eterovic würdigte auf feine Weise den Verein „Stimme der Stillen e.V.“, indem er mehrmals auf die Stillen hinwies, die unsere Stimme benötigen, und denen wir eine Stimme geben.

Nach der Rückkehr des Demonstrationzugs sprach dann als letzte die 23jährige Anna Bonetti aus Genua. Sie ist taub geboren und hielt ein eindrucksvolles Plädoyer für die Lebensfreude von mit einer Einschränkung geborenen Menschen. Sie habe noch nie in so ein glückliches Gesicht, in so leuchtende Augen geblickt, wie in die eines Kleinkindes mit Down-Syndrom, das sie im Arm halten durfte, sagte die in Italien engagierte Lebensrechtlerin. Jeder Mensch möchte leben, auch das behinderte Kind!

Unter brausender Musik stoben dann die blauen und gelben Luftballons in den weißblauen Himmel und zeigten unausgesprochen unsere Solidarität mit allen Menschen in der von einem grausamen Angriffskrieg überzogenen Ukraine, vor allem auch den vielfach traumatisierten Kindern und Jugendlichen dort.

Selten ist man von einer Lebensschutz-Demo so zuversichtlich heimgefahren wie nach dem Münchner Marsch fürs Leben 2022!

Wir freuen uns schon auf das nächste Treffen am 25. März 2023!



Hier noch einige Hinweise für weitere hilfreiche Informationen: Nehmen Sie sich doch dafür Zeit!

<https://www.kath.net/news/77916>
<https://www.kath.net/news/77854>
<https://www.kath.net/news/77346>

www.bonifatius.tv: unter Vorträge: „Wann ist der Mensch ein Mensch?“

www.bonifatius.tv. unter Ideenbörse: „Werden Sie Lebensschützer!“

www.marschfuersleben.de

Auf dieser Demo hat abschließend Frau Gabriele Kuby gesprochen. Den Text möchten wir Ihnen zur Kenntnis geben:

Liebe Freunde, liebe Verteidiger des Lebens!

Wir stehen hier auf dem Königsplatz in München, um sichtbar für das Leben einzutreten. Alle Menschen, außer die ganz Verzweifelten, hängen am Leben und tun alles, um so lange wie möglich am Leben zu bleiben. Sie leben, weil sie eine Mutter haben, die sich entschieden hat, dieses Kind in sich wachsen zu lassen und es unter Schmerzen zu gebären, für dieses Kind zu sorgen, es zu nähren, zu beschützen und zu erziehen, in den meisten Fällen zusammen mit einem Mann, der bereit war, die Verantwortung als Vater zu übernehmen.

Aber Millionen Frauen und Männer auf der Welt wollen das Leben, das sie gezeugt haben, nicht weitergeben. Die Frauen sind in eine Situation geraten, in der sie nicht mehr erkennen können, welch große Berufung es ist, Frau zu sein und Leben schenken zu können; sie meinen, ihr Leben nur noch bewältigen zu können, wenn sie das Kind, ihr eigenes Kind, das in ihnen heranwächst, töten.

Ich bin Mutter von drei erwachsenen Kindern und Großmutter von vier Enkeln. Ich war zu Besuch in der Familie meines Sohnes und wollte mich verabschieden. Da sagte mein Sohn: „Ich will Dir noch etwas Schönes zeigen.“ Er holte sein Handy heraus und zeigte mir eine Videoaufnahme eines zwölf Wochen alten Kindes mit Händchen und Füßchen, es bewegte seine Hand zum Mund, es schien, als lächelte es. Das war das Kind im Bauch meiner Schwiegertochter, mein fünftes Enkelkind. Mir stürzten die Tränen in die Augen. Das ist kein „Zellhaufen“, das ist ein Kind mit einem einzigartigen Fingerabdruck und einem einzigartigen Schicksal, aufs das Innigste verbunden mit der Mutter. Ihr seelischer Zustand in der Schwangerschaft wird der seelische Grundton des Lebens des Kindes sein.

Als Großmutter ist man nicht mehr in der Rushhour des Lebens, muss nicht alles gleichzeitig bewältigen, die Existenz bestreiten, Kinder großziehen, in eine Ehe hineinwachsen oder sich ohne verlässliche Bindung durchkämpfen. Als Großmutter kann ich immer nur staunen über das, was der Mensch ist. Vom ersten Augenblick an schaut eine Seele aus den Augen des Babys in die Seele der Mutter und des Vaters. Minutenlang hat meine Enkelin, erst wenige Wochen alt, ihren Blick nicht von meinen Augen gewendet, sie hat geschaut, geschaut, geschaut. Das können wir Großen gar nicht mehr, aber wir können es im Blick eines unschuldigen Kindes wieder lernen. Enkelkinder lieben ihre Großeltern, es ist eine Symbiose der Freude.

Tag für Tag entfaltet sich das Leben, ganz von allein. Das Kind will lernen, es will krabbeln, stehen, laufen, will die Welt entdecken, will sprechen lernen und versteht schon lange bevor es sprechen kann. Es ist, wenn es geborgen und sicher gebunden ist, voller Lebenslust, Kreativität und Witz, es vertraut dem Leben und erwartet nur Gutes. In den Eltern entzündet es die Liebe und einen überwältigenden Trieb, dieses Kind zu beschützen.

Natürlich weiß ich, dass es Krankheit gibt, Behinderung, Beziehungsbrüche, Not, aber was ich geschildert habe, ist das Normale, ist die riesige Lebensfreude, die ein Kind hat und schenkt. Und selbst mit Krankheit, Behin-



derung, zerbrochenen Beziehungen, bricht sich das Leben mit seiner Freude und Kraft in den Kindern Bahn.

Haben die Frauen, die auf der Straße tanzen, wenn das Gesetz ihnen erlaubt, ihre ungeborenen Kinder zu töten, vielleicht selbst niemals Freude an ihrer Existenz erlebt?

In Frankreich wurde die Frist für legale Abtreibung gerade von 12 auf 14 Wochen erhöht. In Kolumbien auf 24 Wochen; wenn es nach Joe Biden und den Linken und Grünen in unserem Land geht, dann soll jede Beschränkung wegfallen: Kindstötung bis zur Geburt. Soll man wirklich „werben“ dürfen für die Tötung unschuldiger Kinder? Soll man Ärzte zwingen, in ihrer Ausbildung Abtreibungen durchzuführen? Sollen die Krankenkassen einen sogenannten „Gesundheitsdienst“ bezahlen, der in Wirklichkeit ein Verbrechen ist? Das alles plant die gegenwärtige Ampelkoalition im Eilverfahren zum Gesetz zu machen.

Emmanuel Macron forderte gar in seiner Rede vor dem Europäischen Parlament am 19. Januar dieses Jahres, Abtreibung in die Charta der Grundrechte des Europarats aufzunehmen. Töten des ungeborenen Kindes ein Menschenrecht? Wir sehen: Wenn wir nicht mehr glauben, dass wir von einem guten Gott gewollt und nach seinem eigenen Bild mit unvergleichlicher Würde geschaffen sind, dann stürzen wir in die Barbarei.

Wir hören Zahlen: Um die 100.000 Abtreibungen jährlich in Deutschland, in Wirklichkeit sind es doppelt so viele. 73 Millionen Abtreibungen weltweit im Jahr, das ist fast die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland. International Planned Parenthood, in Deutschland Pro Familia, betreibt die Abtreibungsindustrie weltweit und wird von vielen Regierungen mit Steuergeldern bei ihrem blutigen Geschäft finanziert. Wir hören diese Zahlen, aber machen wir uns eigentlich klar, was da geschieht? Ich will es nicht weiter ausführen aus Rücksicht auf die Kinder, die hier mit ihren Eltern stehen, damit alle Kinder leben dürfen.

Eine Frau, die keinen anderen Ausweg mehr sieht, als ihr ungeborenes Kind zu töten, ist in Not. Sie hat oft keinen Mann, der den Arm um sie legt und ihr sagt: Wir schaffen das zusammen.

Sie hat oft keine Familie, die sie unterstützt. Sie ist vielleicht in finanzieller Not. Sie hat wahrscheinlich kein Beispiel und keine Vision vom guten Leben als Frau, als Ehefrau, als Mutter. Vielleicht hat sie nie gehört, dass sie selbst und ihr Kind von Gott geschaffen und geliebt ist.

Sie braucht Hilfe, Liebe, konkrete Unterstützung. Sie braucht vor allem Hoffnung, sie braucht die Botschaft, dass sie Segen empfangen wird, wenn sie sich für das Leben ihres Kindes entscheidet; dass sie große Freude erwartet bei allen Mühen; dass sie niemals so bedingungslos geliebt wurde, wie ihr eigenes Kind sie lieben wird; dass das Kind Wege bahnen wird, die sie sich jetzt noch gar nicht vorstellen kann; dass sie, wenn sie gar keinen anderen Ausweg sieht, ihr Kind zur Adoption freigeben kann; dass sie stolz auf sich sein wird, wenn sie ja sagt zu ihrem Kind, anstatt in einen Abgrund der Reue zu stürzen.

Liebe Freunde des Lebens, wie konnte es geschehen, dass wir, die wir uns für den Gipfel einer humanen Gesellschaft halten, das Massentöten ungeborener Kinder legalisieren? Die Antwort ist einfach: Weil wir die Sexualität zum Götzen gemacht haben. Sex ja, Baby nein. Diesem Götzen wird die Familie geopfert, die Ehe, die ungeborenen Kinder. Dieser Götze will Blut. Es ist wichtig, dass wir hier stehen und NEIN sagen, auch wenn wir wenige sind. Wir sagen nein zu einer Gesellschaft, die die Schwachen tötet, damit die Starken ihre Begierden befriedigen können. Die heute Starken vergessen, dass sie einmal schwach waren und dass sie wieder schwach werden und dass sie vielleicht einmal sehr einsam sein werden.

Wir sagen JA zu einer Gesellschaft, die das Leben des Kindes schützt, für die das Kind ein Geschenk Gottes ist und unser aller Zukunft. Es kann keinen Frieden geben, wenn Millionen unschuldiger Kinder vor der Geburt getötet werden. Ihr Blut schreit zum Himmel. Mutter Teresa von Kalkutta sagte in ihrer Dankesrede zur Verleihung des Friedensnobelpreises 1979:

„Der größte Zerstörer des Friedens ist heute der Schrei des unschuldigen, ungeborenen Kindes.“

Hören wir diesen Schrei und geben wir Kindern Geborgenheit und Liebe, damit sie eine neue Kultur des Lebens aufbauen können.

„Der größte Zerstörer
des Friedens ist
heute der Schrei
des unschuldigen,
ungeborenen Kindes.“

Mutter Teresa



Innere Stärke, äußere Sicherheit Europäische Identität entfalten



Bericht über den 57. Andechser Europatag der Paneuropa-Union Deutschland

Andechs. Der 57. Andechser Europatag befasste sich mit dem Thema „Europa – ein Zuhause?“ und stand gleichzeitig im Zeichen des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine. Bernd Posselt, der Präsident der Paneuropa-Union Deutschland, die diese internationale Begegnung auf Bayerns Heiligem Berg zweimal im Jahr veranstaltet, sah darin keinen Widerspruch. Um den äußeren Bedrohungen gewachsen zu sein, so Posselt, gelte es, sowohl die Europäischen Institutionen zu stärken als auch die europäische Identität zu entfalten: „Das eine ist der Leib, das andere die Seele Europas.“

Besonderer Ehrengast war Rafał Dutkiewicz, langjährige Oberbürgermeister von Breslau und einer der populärsten Politiker Polens. Seine Stadt habe nach dem Zweiten Weltkrieg durch die komplette Vertreibung der Deutschen und die Ansiedlung von Polen aus der heutigen Ukraine, die ebenfalls ihre Heimat verlassen mussten, einen nahezu

völligen Bevölkerungsaustausch erlitten. Heute spiele sie eine völkerverbindende und europäische Rolle. Insgesamt sieht Dutkiewicz Polen auf einem guten europäischen Weg. Die Politik der heute regierenden nationalistischen Kräfte nannte er „die Sterbensschmerzen einer alten Zeit.“

Beim traditionellen Bühnengespräch im Klostergasthof bekannte sich Dutkiewicz zu seiner regionalen Identität: „Ich bin Schlesier.“ Seine Landsleute hätten nicht nur eine enge Bindung zu der aus Andechs stammenden Heiligen Hedwig von Schlesien, sondern auch zu der deutschen Jüdin Edith Stein, die vor ihrer Ermordung im Konzentrationslager Auschwitz noch einmal kurz am Bahnhof ihrer Geburtsstadt Breslau gesehen worden sei und heute von der Katholischen Kirche als eine der drei Patroninnen Europas verehrt werde. Für die jetzigen polnischen Bürger der historischen schlesischen Hauptstadt sei es selbstverständlich, sich auch mit dem zu identifizieren,

was vor 1945 deren deutsche Einwohner geschaffen hätten.

Pater Martin Leitgöb, ehemals Seelsorger der deutschsprachigen Gemeinde in Prag und jetzt Wallfahrtspfarrer auf dem Schönenberg bei Ellwangen, betonte, dass er als Redemptorist nicht wie die Benediktiner an einen festen Ort gebunden sei, sondern innerhalb der „Weltfamilie“ seiner Ordensgemeinschaft überallhin entsandt werden könne. Deshalb sei aus seiner Sicht der Heimatbegriff zweischichtig – zum einen seine Ursprungsheimat im niederösterreichischen Waldviertel, die er aus der Entfernung vielleicht umso mehr schätze; zum anderen Heimat, die er an einem fremden Ort gewinne, indem er Beziehungen zu den Menschen dort aufbaue. Diese „Heimat im Glauben“ habe etwa dem Steyler Missionar Josef Freinademetz aus Südtirol, der die chinesische Kultur kennen und lieben lernte, um „seine geliebten Chinesen“ zu Christus zu führen, dazu gebracht, zu

Michael Gahler MdEP (Mitte oben) spricht bei der Solidaritätsdemonstration für die Ukraine.



sagen: „Ich möchte im Himmel ein Chinese sein.“ Ebenso sei Mutter Teresa, geboren als Albanerin namens Agnes Gonxhe Bojaxhu, aus freier Entscheidung zur Inderin geworden. „Wenn man die Heimat im Herzen trägt, kann man auch den großen Bogen in die Welt hinein schlagen.“ Für den Christen sei die erste und letzte Heimat der Himmel.

Der Ordinarius für Bayerische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München, Prof. Dieter J. Weiß, untersuchte die auf vier Stämmen basierende bayerische Staatsidee König Ludwigs I. als Gedankenanstoß für den Zusammenhalt Europas. Der Vater Ludwigs I., König Max I., habe das moderne Bayern gemeinsam mit seinem Minister Montgelas als zentralistischen, auf Funktionsfähigkeit ausgerichteten Beamtenstaat im Sinne der Aufklärung aufgebaut. Das Ziel sei die Bildung einer bayerischen Staatsnation gewesen. Ludwig hingegen habe erkannt, dass Rationalismus als integrierendes Element nicht ausreiche. Deshalb habe er sein Königreich zu einem Kulturstaat weiterentwickelt, in dem Altbaiern, Franken, Schwaben und Pfälzer ihre Identität hätten bewahren können. Nach dem Zweiten Weltkrieg hätten sich statt der Pfälzer die Sudetendeutschen als vierter Stamm konstituiert. Im 19. Jahrhundert seien die Wittelsbacher bestrebt gewesen, durch Erweiterung ihres Herrschertitels und durch das Residieren in verschiedenen Landes-

teilen den Zusammenhalt zu festigen. So nannte sich Ludwig „von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben“. Durch Denkmalpflege, die Schaffung der heutigen Bezirke, die Erweiterung des Wappens durch verschiedene historische Symbole und die Stärkung des historischen Bewusstseins sei es gelungen, die Bindung der vier Stämme an die größere Gemeinschaft zu festigen. Die Devise des Königs habe gelautet: „Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde“.

Prof. Jana Osterkamp vom Collegium Carolinum und vom Lehrstuhl für die Geschichte Ost- und Südosteuropas an der LMU wies darauf hin, dass die Habsburgermonarchie für die Zeitgenossen im 19. Jahrhundert und für viele Historiker von heute wegen ihrer Vielfalt der Völker und Sprachen, Religionen und historischen Regionen ein „Europa im Kleinen“ gewesen sei: „Wie derzeit in der EU, so drängte sich auch damals in der Habsburgermonarchie die Frage auf, ob und wie sich in diesem Reich verschiedene Heimaten seiner Bürger und Bewohner zu einer ‚Heimat der Heimaten‘, wie dies Václav Havel nannte, verbinden lassen könnten.“ Ein Dutzend staatlich anerkannter Sprachen seien auch in den Volksschulen unterrichtet worden, wodurch die Monarchie die „Idee einer mehrsprachigen Heimat“ gefördert habe. Die Antwort auf die seit der Revolution von 1848 an-

wachsenden nationalen Spannungen habe „Vielfalt ordnen“, also Föderalismus gelautet. Osterkamp stellte vier Föderalismus-Modelle nebeneinander: Das großräumige des Dualismus oder Trialismus, den historischen Kronländer-Föderalismus, das heißt die Gliederung des Bundes wie im heutigen Deutschland aufgrund der geschichtlichen Prägung und nicht aus Verwaltungsrationalität, den nach Sprachgrenzen unterteilten Nationalitäten-Bundesstaat sowie die nicht-territoriale Personalautonomie, bei der sich in gemischt besiedelten Gebieten der Einzelne jeweils zu einer Sprachgruppe bekennen konnte, ohne dass dies die Landeseinheit in Frage gestellt habe. Dieses vierte Modell sei vor allem durch den Mährischen Ausgleich von 1905 bekannt geworden.

Der aus Bayern stammende und in Estland lebende Extremismusforscher Florian Hartleb schilderte, wie extremistische Rechte und Linke, vielfach vom russischen Putin-Regime gefördert, seit mehr als zwanzig Jahren an den Fundamenten Europas gezündelt haben. Eines der wichtigsten Instrumente sei die hybride Kriegsführung durch gezielte Desinformation und Propaganda, insbesondere über die Social Media. Der erfolgreiche Buchautor ging auf den Chefideologen Putins, Alexander Dugin, ein, der die Vision eines von Moskau gelenkten Eurasiens entworfen habe. Funktionäre von Dugins Eurasischer Jugend seien im

Knut Abraham MdB (am Pult) leitet die Diskussion zwischen Podium und Saal. V.r.n.l.: Prof. Elisabeth Dittrich, Alfred Theisen, Pater Cyrill Schäfer und Herbert Hofauer, Knut Abraham und Bernd Posselt.



Mitarbeiterstab der AfD im Bundestag tätig geworden. Die sich immer weiter radikalisierende AfD vernetze sich außerdem nicht nur mit Reichsbürgern, sondern auch mit Impfgegnern und Esoterikern. Nach dem von dieser Partei ermöglichten Sturm auf den Reichstag seien etliche von diesen Demonstranten anschließend zu Gast in der Russischen Botschaft gewesen. Die französischen Rechts-extremisten von Marine Le Pen habe Russland massiv finanziell unterstützt. Diese Kräfte versuchten derzeit zwar, zu Putins Krieg ein wenig auf Distanz zu gehen, bemühten sich aber weiterhin, den Zusammenhalt Europas zu unterminieren. Die Baltischen Staaten seien vor allem dadurch bedroht, dass Moskau die russischsprachigen Volksgruppen dort instrumentalisieren.

Bernd Posselt als starker Verfechter der Europäischen Einigung betonte, dass diese nicht „zu einem Zug nach nirgendwo“ werden dürfe. Sie brauche ein klares Ziel und einen konkreten Fahrplan. Dazu gehöre die Entwicklung eines europäischen Patriotismus, der die nationalen und regionalen Patriotismen nicht verdrängt, sondern „ergänzt und krönt“. So wichtig wirtschaftlicher Erfolg für ein funktionierendes Europa sei, so sehr müsse man bei dessen Weiterentwicklung bedenken, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebe – wie dies in der Heiligen Schrift stehe. Für den Zusammenhalt seien Kultur, Symbole, bürgerschaftliches

Engagement, Föderalismus und eine völkerverbindende Identität unverzichtbar. Auch die Ukraine sei ein zutiefst europäisches Land, obwohl sich der Rat der Staats- und Regierungschefs aus Angst vor Moskau jahrelang bemüht habe, ihr das Europäertum abzuspochen. München verfüge aufgrund der bis 1990 dort angesiedelten amerikanischen Freiheitssender „Radio Free Europe“ und „Radio Liberty“ sowie der in der bayerischen Landeshauptstadt lehrenden Ukrainischen Freien Universität über eine sehr starke ukrainische Gemeinde. Er selbst, so Posselt, sei dagebewesen, als Franz Josef Strauß Mitte der achtziger Jahre die Partnerschaft zwischen Bayern und dem ukrainischen Volk proklamiert habe. Auf Initiative des Augsburger Paneuropa-Bischofs Josef Stimpfle sei es schon 1988 zu einer großen Diözesanwallfahrt zur ukrainisch-katholischen Untergrundkirche gekommen. Aus dieser Solidarität heraus gelte es, den bedrängten und verfolgten Ukrainern beizustehen und sobald wie möglich mit ihnen gemeinsam an einer besseren europäischen Zukunft zu arbeiten, die der Kriegsverbrecher Putin mit allen Mitteln verhindern wolle. Die Europäische Union müsse sowohl im Inneren durch Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt werden als auch ihre Sicherheits- und Schutzfunktion nach außen wirkungsvoll erfüllen.

Pater Valentin Ziegler OSB begrüßte die Teilnehmer aus verschiede-

nen europäischen Nationen und dankte ihnen für ihren Einsatz. Europa müsse sich dem Sturm stellen, der von Autokraten ausgehe, die „ganz andere Ziele haben als die versöhnte Verschiedenheit in einem gemeinsamen Europa“. In der aktuellen Lage sei „Gottes Schweigen fast nicht zu ertragen“, aber wie in der biblischen Geschichte vom Sturm auf dem See „ist und bleibt Jesus im Boot“. Vorbild sei auch der Heilige Joseph mit seinem Mut und seiner Dienstbereitschaft. Die zwei Tage Verweilen in Andechs sollten dazu führen, dass „wir mit Zuversicht wieder nach Hause gehen und die Menschen nicht vergessen, die jeden Tag in Not sind und nicht mehr weiterkönnen.“

In der Andechser Wallfahrtskirche zelebrierte Pater Cyrill Schäfer OSB einen Bittgottesdienst für die Ukraine. Aus der Ordensregel des Heiligen Benedikt, Patron Europas, dem die Messe gewidmet war, zitierte er die Aufforderung, für die Fastenzeit: „Ein wenig mehr anstrengen als sonst; aber eigentlich ist für Christen immer Fastenzeit.“ Hier verbinde sich das rechte Maß mit der Öffnung auf einen größeren Rahmen – das ganze Leben stelle sich in die Erwartung von etwas Größerem, die Hoffnung auf das große Osterfest, Vergebung, Erlösung, und die Begegnung mit dem auferstandenen Herrn. „Die himmlische Herrlichkeit, übersetzt auf menschliche Verhältnisse, bedeutet Bereitschaft zum Dienen.“ Wo

Pater Cyrill Schäfer zelebriert die Heilige Messe.



Rafał Dutkiewicz aus Breslau im Bühnengespräch mit Bernd Posselt.



Menschen verbittert streiten, werde hingegen kaum jemand glauben, dass Gott ernst genommen werde.

An den Gottesdienst schloss sich eine Demonstration für die Ukraine vor dem Klostergasthof an, mit Paneuropa- und ukrainischen Fahnen sowie Schildern mit der Aufschrift „Stop the War“ und „Europa zusammenhalten“. Paneuropa-Vizepräsident Michael Gahler MdEP, der Ukraine-Berichterstatter des Europäischen Parlamentes, verurteilte den russischen Angriffskrieg und rief zu uneingeschränkter Solidarität mit dem ukrainischen Volk auf. Er forderte verschärfte Sanktionen sowie Waffenlieferungen: „Die Ukrainer sind in ihrer Existenz bedroht und müssen sich verteidigen können!“ Als Zeichen der Hoffnung und als Zeichen, dass die Ukraine untrennbar zu Europa gehöre, wurden die ukrainische und die Europahymne gespielt.

Das abschließende Podium „Zusammenhalt in Europa“ moderierte der Ukraine-Berichterstatter des Deutschen Bundestages, Paneuropa-Präsidiumsmitglied Knut Abraham MdB aus Brandenburg: „Paneuropa macht mir immer klar, was Europa ausmacht – in kultureller, menschlicher, politischer und religiöser Dimension. Wenn man all das zusammennimmt, ist es ein Zuhause.“ Zusammenhalt in Europa habe er gerade bei der Demonstration gesehen, man sehe es in Premysl an der polnisch-ukrainischen Grenze

oder in Berlin am Hauptbahnhof, wo tausende Flüchtlinge, aber auch hunderte Helfer aus ganz Europa zusammenkämen. Um Europa zu entdecken und zu erkennen – „den Europa-Moment zu erleben“ – sei Vermittlung nötig sowie Kenntnisse der Geschichte und der Geographie, die er für den Schulunterricht anmahnte. Sein persönliches Europa-Erlebnis sei jedoch in der fünften Klasse die Konfrontation mit der lateinischen Sprache gewesen, einer supranationalen Sprache, die keinem Volk mehr zuzurechnen war, aber in ganz Europa verwendet wurde. Als Mitglied der Parlamentarischen Versammlung des Straßburger Europarates erinnerte er an die zentrale Bedeutung der Minderheitenrechte und der Europäischen Menschenrechtskonvention.

Aus Wien war die Präsidentin der europapolitischen Bildungsvereinigung „Europtimus“, Elisabeth Ditrach, angereist, die ihre Sympathie für Bayern mit einem Zitat von Bruno Kreisky bekundete: „Ich fahr so gern nach Bayern, weil es nicht daheim ist und doch zuhause.“ Sie gedachte des vor kurzem verstorbenen Präsidenten des Europaparlamentes, David Sassoli, der in seiner letzten Rede, die sie auf italienisch vortrug, beschrieben habe, sein Vater sei mit 20 Jahren in den Krieg gegen andere Europäer gezogen, seine Mutter habe ihr Haus verloren und bei anderen Familien Unterschlupf suchen müssen – angesichts dessen gelte „Die

EU ist kein Unfall der Geschichte“. Die Seele Europas sei nicht in rein wirtschaftlichen oder rechtlichen Belangen zu finden, sondern sei „verbunden mit unseren Werten, Ansichten und der Geschichte“. Bei Europtimus und im Verein der europäischen Lehrkräfte AEDE, dessen Vizepräsidentin sie ist, bemühe sie sich, mit Veranstaltungen und Studienreisen, einem virtuellen Club und der Beteiligung an zahlreichen europäischen Projekten, die Kollegen und die Jugend an die Werte und das „Erleben des European Spirit“ heranzuführen. Auch mit Bernd Posselt habe ihre Jugend-Taskforce bereits diskutiert, in der „von Marokko über Polen bis Serbien alles vertreten ist, wir sind ja in Wien“.

Herbert Hofauer, 25 Jahre lang Bürgermeister von Altötting, erzählte, wie er als Jugendlicher bei einer Zeltreise in Frankreich „als Deutscher unangenehme Begegnungen“ erlebt habe, dieser Eindruck sich aber durch das Deutsch-Französische Jugendwerk und Reisen nach Taizé geändert habe. In Altötting habe er von seinem Vorgänger eine Partnerschaft mit dem italienischen Loreto übernommen, habe dort den Oberbürgermeister von Tschenschau und über diesen die von dessen Partnerstädten Lourdes und Fatima kennengelernt. Aus der Zusammenarbeit in der Frage, wie man gewaltige Zahlen von Pilgern mit den Belangen der Bürger in Einklang bringen könne, sei „Shrines of Eu-

Pater Valentin Ziegler vom Kloster Andechs hält ein geistliches Grußwort



Referat des Redemptoristenpaters Martin Leitgöb



Prof. Dieter J. Weiß



rope“ entstanden, ein europaweites Netzwerk von Marienwallfahrtsorten, das inzwischen auch Mariazell und Einsiedeln in der Schweiz umfasse und bald vielleicht auch Kevelaer sowie Wallfahrtsorte aus Irland und Lettland. Neben gemeinsamer Werbung, Jugend- und kulturellem Austausch und Wirtschaftszusammenarbeit engagierten sich einige für das Auswahlverfahren des Europapreises. Von dort kenne er den Oberbürgermeister von Charkiv – „eine wunderschöne Zwei-Millionen-Stadt, die jetzt wie eine Bauschuttdeponie aussieht, mit vielen Toten.“ Nächste Woche bringe er mit einem Hilfstransport Arzneimittel und anderes in die Ukraine. Hofauer schlug vor, einen weltweiten Fonds zum Wiederaufbau auch des kulturellen Erbes der Ukraine zu gründen.

Pater Cyrill Schäfer OSB, der den EOS-Verlag der Erzabtei St. Ottilien leitet, erzählte von seiner Begeisterung für das Heilige Römische Reich als Ansatz für Europa und für die Paneuropa-Union. Sie habe eine wichtige Aufgabe, und weil sie nicht auf politische und wirtschaftliche Machtpositionen schaue, sondern auf Werte und Verständigung setze, versuche sie das Einzige, was eine Zukunft haben könne. Dabei sei Optimismus eine wichtige Eigenschaft, „sonst würde niemand mehr handeln.“ Für Klöster, die ja global organisiert seien, sei Europa eine Region – wenn auch, wie ein amerikanischer Besucher bemerkt habe, „Geschichte hier unheimlich dicht ist. Dadurch denkt man vielleicht komplexer und differenzierter“, was auch nötig sei. Als „bedrückend“ bezeichnete er seine jüngsten Kontakte zur russischen Orthodoxie. Erst habe er sich gewundert, warum kein kirchliches Tagungshaus einen Vortrag des Abgesandten des Moskauer Patriarchates haben wollte. Schließlich habe die Veranstaltung in St. Ottilien selbst stattgefunden – ein Statement über die Dekadenz des Westens und die Rettung daraus in russischer Tradition und Spiritualität. „Sicher gibt es auch in Russland kaputte Ehen und Homosexuelle,“ kommentierte Pater Schäfer etwas ironisch. Gerade in dieser Situation sah er es aber als Problem, dass das objektive Wissen über die Geschichte und Tradition Russlands und der

slawischen Welt sowie die Kenntnis von slawischen Sprachen fehle.

Alfred Theisen, der in Görlitz die Zeitschrift „Schlesien heute“ aufgebaut hat, berichtete von tiefgreifender Entchristlichung durch Nationalsozialismus und Kommunismus – es gebe dort heute noch so viele Jugendweihen wie vor 30 Jahren. Deshalb habe er seinen Verlag nach dem biblischen „Senfkorn“ genannt, das er dort einzupflanzen versuche. Andererseits sei es durch die Situation der Freiheit gelungen, zwischen Deutschen und Polen, auch in der lange geteilten Stadt Görlitz/Zgorzelec, Vorurteile und Misstrauen abzubauen. Dabei hätten besonders die Euroregionen und die Förderung für grenzüberschreitende Vereine geholfen, aber auch die Vertriebenen. Alte vertriebene Schlesier, die wegen ihrer schlimmen Erlebnisse nie mehr ein polnisches Wort hören wollten, seien schließlich doch in ihre Heimatregion gefahren und hätten dort oft echte Freundschaft gefunden. Die ihrerseits aus Ostpolen Vertriebenen hätten auch Empathie und Verständnis für die Wiederherstellung von Friedhöfen und Denkmälern. Die Bemühungen um das Zusammenfinden hätten trotz mancher Rückschläge, wie die jüngste Streichung von Geldern für die deutsche Minderheit durch die polnische Regierung, die Region verwandelt, auch wirtschaftlich durch die Schaffung von Arbeitsplätzen und deutsche Investoren. Wichtiges Vorbild sei in diesem Zusammenhang die in Andechs geborene und im schlesischen Trebnitz begrabene Heilige Hedwig. Durch Kulturreisen vermittelt Theisen, dass „die Dichte der europäischen Kultur“ sich nicht in Deutschland, Frankreich, Italien oder Spanien erschöpft – auch Polen, das Baltikum, „das Marienland Slowakei, die Ukraine und Belarus, wo sich das Zentrum des jagellonischen Großreichs befunden habe, seien ebenbürtige Kulturnationen. Umso schärfer verurteilte er das Wegsehen des Westens, „als Lukaschenko die Opposition einsperrte, als Putin in Syrien und in der Ostukraine zuschlug.“ Auch Theisen ermutigte zum Lernen von Sprachen, um Völker richtig zu verstehen: „Englisch ist gut, aber wenn man eine slawische Sprache kann, lernt man die anderen leicht.“ ★

Mein Lied für Europa



von Georges Forestier

Das alte Europa
kann noch nicht sterben,
unter brandigen Narben
pocht stark sein Blut,
treibt durch Kanäle,
Arterien und Venen,
schießt durch die Glieder
und Herzgefäße
spült über Schutt
und Asche und Trümmer
bis hin zur Nogat
Weichsel und Oder,
pocht tief im Küstensaum
des Kanals und Atlantik.

Rom heißt sein Herz,
Paris ein andres,
London, Berlin,
Den Haag und Madrid.
Das alte Europa hat viele Herzen,
hat viele Kronen,
die nie verdunkeln.

Sag Moskau und fühle:
Du bist allein.
Nenne New York und du bist
in der Fremde
Shanghai, Benares
sind Abenteuer,
Sydney und Rio:
ein Gruß aus der Ferne.

Wo dein Traum
dich auch hintreibt,
stets kehrst du wieder
heim nach Athen
nach Wien oder Oslo.

Sag nur Europa
und horch auf dein Herz.
Zwischen Feuer und Eis
glimmt aprilne Luft.
Der Himmel ist näher
und süßer die Erde.
Die Stuben sind eng
und voller Gefühl.

Dicht beieinander
spürst du die Gräber
spürst du die Väter
bei jedem Schritt.

Horch auf dein Herz:
Europa stirbt nicht.
Es kann nicht sterben,
solang du es liebst.

Gelebtes Christentum im Südpazifik

Was geschieht, wenn die Anhänger einer polytheistischen Religion mit dem Missionsangebot einer monotheistischen Religion wie dem Christentum konfrontiert werden, in deren Zentrum der Glaube an den einen *transzendenten Gott* und Welterschöpfer steht? Das Christentum wurde außereuropäischen Kulturen nicht in jedem Fall aufgezwungen, im Gegenteil, man kann in vielen Fällen sogar von einer Selbstmissionierung der indigenen Bevölkerungen sprechen. Probleme entstanden erst dann, als die Vertreter der neuen Religion – die Missionare und die sie stützenden Kolonialverwaltungen – auf der Aufgabe der alten Religion bestanden. Mit dem Polytheismus ist die Akzeptanz eines neuen Kultus, auch des christlichen, nämlich durchaus vereinbar.

Das Wort „Mission“ erzeugt namentlich in der Gegenwart nicht immer positive Vorstellungen. Missionierung und Kolonialismus hatten oft fatale Folgen für indigene Gesellschaften, das darf nicht verschwiegen werden. Andererseits dürfen diese Gesellschaften nicht einfach als passive Erdulder des auferlegten Kulturwandels missverstanden werden. Neben der völligen Ablehnung und der kompletten Übernahme des Christentums gibt es auch die Verschmelzung indigener und christlicher Elemente sowie die Doppelreligion – auch Kompartimentalisierung genannt – wobei christlicher und indigener Kultus von der gleichen Gruppe zelebriert, aber voneinander abgegrenzt werden. Verschmelzung und Doppelreligion sind weitverbreitete Strategien der Adaptierung christlicher Kultformen, die sogar in Konkurrenz zu einander stehen können. Im polynesischen Samoa wird die Verschmelzung der Kultformen von der katholischen Kirche gefördert, was aber auf Widerstand seitens der einheimischen Katholiken stößt.

Die Geschichte des Christentums in Samoa ist eine Erfolgsgeschichte. 1830 besuchten John Williams und Charles Barff von der London Missionary So-

ciety als erste europäische Missionare Samoa, ließen dort sechs polynesischen Religionslehrer aus Tahiti und zwei aus Aitutaki (Cookinseln) zurück. Erst 1835 und 1836 ließen sich englische Missionare ständig in Samoa nieder. 1845 kam die katholische Mission der französischen Maristen hinzu. Bereits im Jahr 1850 war Samoa nahezu vollständig christianisiert.

Doch statt sich über ihren Erfolg zu freuen, machte sich unter den Missionaren schon frühzeitig Enttäuschung bezüglich der Motive der Samoaner breit, das Christentum anzunehmen. Sie hätten weder die wahre Natur noch die Ziele der Religion verstanden, die wir zu ihnen brachten, lautete schon

breitung der neuen Religion auswirkten. Als die Samoaner nämlich die materielle Überlegenheit der Europäer sahen, in der sie den Ausdruck der Überlegenheit des christlichen Gottes über die eigenen Götter erkannten, war es nur folgerichtig, die neue Religion zu übernehmen, da sie sich auf diese Weise Zugang zu europäischen Gütern und Kenntnissen zu verschaffen glaubten. Davon versprachen sie sich Vorteile im ständig währenden Streben nach Prestige und Machtchancen. Daher setzte schon frühzeitig im 19. Jahrhundert bei den *matai* ein regelrechter Wettlauf nach europäischen Missionaren ein.

Des Weiteren waren die Missionare darüber aufgebracht, dass die Samoa-



Priesterweihe in Apia, Samoa, Dezember 1980. Die beiden Kandidaten knien vor dem Altar, einer davon vollständig mit einer „Feinen Matte“ bedeckt. Die Matte und das Becken mit Feuerholz vor den Altarstufen sind Bestandteile einer traditionellen Unterwerfungszereemonie.

um 1840 eine Klage, die in der einen oder anderen Form in den Berichten der Missionare zu lesen ist.

Was war der Grund für diese Enttäuschung? Da wäre zuerst die eher pragmatische Einstellung der Samoaner zur Religion und die ausgeprägte Rivalität der vielen miteinander um Macht und Ansehen konkurrierenden einheimischen Haushaltsvorstände und Würdenträger (*matai*) als Faktoren zu nennen, die sich günstig auf die Ver-

ner schon bald Kirche und Christentum in eigene Hände nahmen. Dies wurde durch den Umstand begünstigt, dass die Vertreter des Christentums ohne politisch-militärischen Machtapparat auftraten und die Einheimischen die Möglichkeit hatten, von dem Missionsangebot nach eigenem Gutdünken Gebrauch zu machen.

Es gab in Samoa ferner keine eigenständige institutionalisierte Priesterschaft, deren Machtinteressen durch

die christliche Religion bedroht wurden und die sich der Missionierung hätte entgegenstellen können. Die *matai*, als Familienvorstände und Führer der samoanischen Polis, galten als Abschatzungen und Sinnbilder der im Rahmen der vorchristlichen Religion als gegeben angenommenen mythisch-kosmischen Ordnung. Sie leiteten seit jeher den abendlichen Familiengottesdienst und nach der Übernahme des Christentums richteten sich ihre Anrufungen an den neuen Gott der Europäer, den die Samoaner zu ihrem eigenen Gott machten. Unbeschadet davon hält sich bis in die Gegenwart der Glaube an die Existenz von *aitu*, mehr oder weniger machtvollen Geistern. Alte Legenden konnten mühelos mit biblischen Erzählungen identifiziert werden.

Die Rolle des *matai* als auch spirituelles Familienoberhaupt erlitt ferner durch die neuen Rollen des Pastors bzw. Priesters keine Einbuße. Im Gegenteil, die Kirche eröffnete dem *matai* neue Möglichkeiten zur Entfaltung seines rhetorischen und administrativen Könnens, sei es als Diakon oder Laienprediger im Prediger-Austausch zwi-

die Gattinnen der *matai* übernahmen dabei schon früh führende Aufgaben. Das *matai*-System hat insgesamt die Christianisierung nicht nur überstanden, sondern den neuen Kultus erfolgreich in das dem System innewohnenden Statusstreben integriert.

Zu den vornehmsten Pflichten der *matai* zählte und zählt noch immer die Durchführung der Kava-Zeremonie, die Ratsversammlung der Familienvorstände. Sie ist die wichtigste kultische Handlung des alten und neuen Samoa, deren religiöser Charakter von den Europäern zumeist verkannt wurde, da sie aus dem Religionsbegriff das Element des politischen Handelns (im antiken Sinne) herausfilterte und die Religion auf kognitive und affektive Komponenten reduzierte. Vor dem Hintergrund intensiver Statusrivalität sowohl der *matai* als auch der einzelnen Gemeinwesen untereinander war es jedoch nur konsequent im Sinne der traditionellen Religion, zur Förderung auch des Gemeinwohls einen neuen, mächtigen Kultus einzuführen. Dessen spirituelle Seite wurde den dafür zuständigen Spezialisten – Pastoren und Priestern – überantwortet. Die tra-

Kirchen abgelöst worden. Die beiden großen protestantischen Religionsgemeinschaften (Congregational Christian Church of Samoa und Methodisten) betreiben seit dem 19. Jahrhundert theologische Ausbildungsstätten und bilden in eigener Verantwortlichkeit samoanische Pastoren aus. Der Zölibat stand bislang der stärkeren Vertretung von Einheimischen in den Reihen des katholischen Klerus entgegen, und hier bestimmen nach wie vor Geistliche, Ordensmänner und Ordensfrauen europäischer Herkunft das Bild. Mit Pio Kardinal Taofinu'u SM (1923–2006) trat jedoch im vergangenen Jahrhundert zum ersten Mal ein Samoaner an die Spitze der katholischen Kirche Samoas. Die Mission spielt nur noch bei Mormonen und Adventisten eine Rolle, aber hier geht es nicht mehr um die Bekehrung von „Heiden“, sondern um das Gewinnen von Proselyten bei den Anhängern anderer christlicher Konfessionen.

Umstritten unter den samoanischen Katholiken ist der Versuch Kardinal Pios, die Verschmelzung christlicher und indigener Elemente im Gottesdienst zu fördern. Die Ähnlichkeit der Strukturen der jeweils wichtigsten Kulthandlungen, nämlich der Kava-Zeremonie und des christlichen Gottesdienstes bzw. der Messe, diente ihm als Grundlage für die, wie er es formulierte, „Taufe“ des samoanischen Brauchtums. Die Kava-Zeremonie sei eine Prophezeiung, die auf das Christentum verweise. Diese Taufe wollte er durch die Einbeziehung von Elementen des traditionellen Zeremonialwesens in den Gottesdienst vollziehen, etwa der feierlichen Präsentation von geflochtenen Zeremonialmatten und gegarten Schweinen. Dies stößt jedoch auf Widerstand: Die Familienvorstände wollen die Kontrolle über das Brauchtum behalten. Auch in den protestantischen Gemeinden Samoas treffen wir auf diese von der Idee der Doppelreligion geprägte Einstellung.

Wir lernen aus diesem Beispiel, dass bei Völkern außerhalb des abendländischen Kulturkreises die Übernahme der christlichen Religion durchaus auch willkommen war. Viele dieser Völker sind ihrem Selbstverständnis nach Christen, aber sie wollen Christen nach ihren eigenen Vorstellungen sein. ◆

(Qu: Thomas Bargatzky, *Mana, Macht und Mythen. Tradition und Moderne in Australien und Ozeanien*. Baden-Baden: Academia-Verlag, 2019)



Priesterweihe in Leone, Amerikanisch-Samoa, Dezember 1980. Der neugeweihte Priester zelebriert seine erste Messe. Rechts von ihm aus Sicht des Beobachters Pio Kardinal Taofinu'u (mit Brille).

schen verschiedenen Ortschaften. Somit stärkte die Kirche, übrigens entgegen den Absichten der Missionare, wiederum seine traditionale Rolle als *matai*. Die Aufgaben des Pastors bzw. Priesters wurden auf die Verkündigung der Lehre, die Durchführung des Sonntagsgottesdienstes sowie die Zelebrierung der Riten bei Taufe, Hochzeit, Beerdigungen eingegrenzt. Die administrativen Aufgaben der Leitung der Gemeinden wurden ebenfalls von *matai* übernommen, auch

ditionale Polis-Religion, die in der Kava-Zeremonie ihren vornehmsten Ausdruck findet, behielten jedoch die *matai* in der Hand, indem sie diese Zeremonie dem christlichen Gott weihten. Dies ist der Ausdruck der Überzeugung, dass das *matai*-System, also die überkommene hierarchische Autoritätsstruktur, vom christlichen Gott kommt und dass der *matai* ein Vertreter Gottes auf Erden ist.

Die Mission in Samoa ist schon seit langem durch einheimische christliche

„Notsituation“ vorgeschützt?

In der Entscheidung zwischen Gottes Gebot und der Selbstbestimmung haben sich katholische Bischöfe und die evangelischgeleiteten Geistlichen in Niedersachsen und Bremen für die Autonomie des Menschen entschieden. Wie das evangelische Magazin „IDEA“ (16.3.2022) berichtet, schließen die genannten Partner in „Notsituationen“ eine assistierte Suizidbeihilfe in „kirchlichen Häusern“ nicht aus. Die Partner betonen zugleich, „dass sich eine Suizidassistenz als institutionelles Angebot nicht mit unserem kirchlichen Selbstverständnis“ vertragen. Sie tun es dennoch! Der katholische Bischof Heiner Willmer (Hildesheim) begrüßte die Erklärung: „Ich bin sehr dankbar, dass es uns gelungen ist, in dieser kontroversen Debatte gemeinsame Positionen herauszuarbeiten.“ Ähnlich äußerte sich der Landesbischof der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Ralf Meister: „Unsere Verständigung in diesen Fragen begreifen wir als konstruktiven Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Verständigung.“ Das ist Anbiederung an die „Welt“, selbst wenn beide betonen „die Hospizarbeit und Palliativversorgung für Schwerkranken auszubauen“. Für Suizidgefährdete müsse es ein größeres und stärkeres Netz professioneller Beratungsstellen geben. Beide „Kirchenleiter“ handeln sogar im „vorausseilenden Gehorsam“, weil die Bundesregierung noch nicht die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts in Form von Gesetzentwürfen beraten hat.

Hubert Gindert

Der Schuss ging nach hinten los! Hatte das synodale „Missverstehen“ eine andere Absicht?

Kath.net „Die Tagesschau berichtete am 3.2.2022 über die dritte Vollversammlung des »Synodalen Wegs« in Frankfurt am Main mit dem Aufmacher »Äußerungen eines Bischofs sorgten für einen Aufruhr«. Viele Delegierte und Missbrauchsoffer seien über eine Redepassage von Bischof Rudolf Voderholzer »entsetzt« gewesen ... Der Vorsitzende der Deut-

Auf dem Prüfstand

schen Bischofskonferenz, Limburgs Bischof Georg Bätzing, nannte die Passage eine »grenzüberschreitende Verletzung nicht nur der Betroffenen, sondern vieler von uns«.

Was hatte der Regensburger Bischof gesagt? Er äußerte sich als erster Redner unter dem Tagesordnungspunkt »Aussprache« ... An dem Münchner Gutachten WSW bemängelte der Bischof: »Was dabei zu kurz kommt ist, dass die Strafrechtsreform von 1973 Missbrauch nicht mehr als Verbrechen eingeschätzt hat und zwar auf der Basis von sexualwissenschaftlichen Urteilen, dass für die Kinder und Jugendlichen die Vernehmungen wesentlich schlimmer sind als die im Grund harmlosen Missbrauchsfälle«. Er selbst wolle nicht den Fehler begehen, einem solchen Zeitgeist nachzugeben. Unmittelbar nach der Rede des Bischofs gab es keinerlei Missfallens Bekundungen, keine Äußerungen von Entsetzen, erst recht kein Aufruhr im Saal. Das war also eine Falschmeldung der Tagesschau. Die Delegierten brauchten wohl einige Zeit, um den Sinn des eindeutigen Satzes misszuverstehen. Als vierte Rednerin sprach die Benediktinerin Philippa Rath zur Wiedergutmachung an den Missbrauchsoffern. Es gehe darum, »den Opfern die Würde wiederzugeben und nicht, wie Herr Voderholzer, von harmlosen Missbrauchsfällen zu sprechen«. Das war das Stichwort! Die ZdK-Präsidentin Irme Stetter-Karp, Pfarrer Dr. Werner Otto, Prof. Matthias Sellmann, der BDKJ-Vorsitzende Gregor Podschin, Ulrich Hoffmann griffen bereitwillig das Statement von Philippa Rath in Anklagevariationen auf.

Auch Bischof Voderholzer meldete sich noch einmal zu Wort und stellte klar, dass Sozialwissenschaftler vor 50 Jahren gerichtliche „Vernehmungen“ schlimmer eingeschätzt hätten als den Missbrauch selbst. Trotz dieser Klarstellung wurde der Beitrag über Bischof Voderholzer an die Tagesschau weitergegeben.

Mit dem „Fremdschämen“ und der „Empörung“ glaubten wohl die genannten Delegierten, jetzt hätten sie Bischof Voderholzer in die Situation gebracht, dass er diskreditiert seine bisherige Rolle als Mahner aufgeben müsse. Dass dieser Versuch nach der Klarstellung fehlschlug, hat auch damit zu tun, dass die „Empörten“ mit der Frage konfrontiert worden wären: „Fehlt Ihnen die Intelligenz, einen Satz richtig zu verstehen?“ Oder haben sie ihn „richtig verstanden und wollen ihn trotzdem benutzen, um den Bischof zu diskreditieren“.

Hubert Gindert

Katalin Novak verkörpert europäische Werte!

Die ehemalige Familienministerin Katalin Novak ist Präsidentin von Ungarn geworden. Sie wurde mit einer Zweidrittelmehrheit gewählt. Katalin Novak ist Lebensschützerin und unterstützt die klassische Familie. Der Erfolg ihrer Familienpolitik zeigt, was auch heute möglich ist. „Als Familienministerin hat sie eine Reihe von Maßnahmen zur Unterstützung der Familie umgesetzt. Die positiven Auswirkungen lassen sich an der steigenden Zahl der Eheschließungen und Geburten ebenso ablesen wie am Rückgang der Ehescheidungen und Abtreibungen. Wer sich für Ehe, Familie und Kinder entscheidet, soll in Ungarn keine finanziellen oder sozialen Nachteile haben ... In Ungarn ist im Jahr 2011 eine neue Verfassung in Kraft getreten, in welcher das Lebensrecht der Ungeborenen ab der Empfängnis geschützt ist.“ (*kath.net*)

Der „Fels“ hat schon (1/2019, S. 29) darüber berichtet. Wir bringen in Erinnerung:

Jürgen Liminski zeigte in seinem Artikel „Ungarn setzt sich ab“ (*Tagesspost* 8.11.18), dass auch heute Mentalitätsänderungen möglich sind. Das ungarische Beispiel, das er anführt, ist daher ermutigend und

sollte verbreitet werden, denn die Mainstreammedien werden es nicht aufgreifen. Die ungarische Orban-Regierung ist seit 2010 im Amt. Die Resultate ihrer Familienpolitik sind kurz zusammengefasst:

- Die Geburtsrate stieg von 1,20 auf 1,50.
- Die Zahl der Abtreibungen nahm um ein Drittel ab, in Zahlen von 40.449 auf 28.500.
- Die Scheidungsrate ging um ein knappes Viertel zurück, nämlich von 23.873 auf 18.600.
- Die Zahl der Eheschließungen stieg um 42%.

Diese Erfolge wurden durch materielle Hilfen für die Familien mit Kindern erreicht, z.B. durch Kreditsubventionen und Steuervorteile. Die Frist vom Antrag auf Abtreibung bis zum Vollzug wurde um drei Tage verlängert, um Zeit zum Nachdenken zu geben. Die Adoption für Kinder wurde erleichtert. Das Ergebnis der ungarischen Familienpolitik ist unseren Medien keine Notiz wert.

Hubert Gindert

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Mai 2022

Für gläubige junge Menschen

Wir beten für alle jungen Menschen, die ja zu einem Leben in Fülle berufen sind; am Beispiel Marias mögen sie hören lernen, gutes Unterscheiden, Mut zum Glauben und Bereitschaft zum Dienen.

Foto- und Quellenachweise:

130 (Titelbild) Von Raffael - The Yorck Project (2002) 10.000 Meisterwerke der Malerei (DVD-ROM), distributed by DIRECTMEDIA Publishing GmbH. ISBN: 3936122202., Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=157687> **131, 134, 135** © Michael Hesemann; **132** Andreas Praefcke - Selbst fotografiert, Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2293730>; **133** F. Schuld Bistum Limburg; **136** Das Stundenbuch des Herzogs von Berry, Parkland, 1979, S. 51; **138-140** Malte Schwarzer; **141** Von Burkhard Mücke - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=54376681>; **142** wikimedia commons, public domain; **143-148** Stimme der Stillen e.V., Elisabeth Weber; **147** G. Kubly; **149-151, 152** (mitte u. links) Johannes Kijas; **152** Gerhard Hermann; **154-155** Th. Bargatzky; **160** H. Moll: Zeugen für Christus, Schöningh Verlag, 2010, Bd. I, S. 760

Quelle 141: Zitiert nach Informationsblatt der Petrus Brüder 10/2017, S 6 u. 7, Pater Bernhard Gerstle F SSP). Aus einem Brief von Petrus Canisius (1521-1597) vom 2. April 1567 an den Bischof von Würzburg.

Bücher

Rudolf Voderholzer: „Zur Erneuerung der Kirche – Geistliche Impulse zu aktuellen Herausforderungen“, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, 2020, S. 250, Preis 24,95 Euro, ISBN 978-3-7917-3138-4

Der Verfasser Bischof Voderholzer von Regensburg, legt ein Buch mit dem Titel „Zur Erneuerung der Kirche“ vor. Die zentrale Frage, die sich heute stellt, lautet: „Wie kann der Glaube und das religiöse Leben in Deutschland wieder lebendig werden?“ Das Problem hat nicht primär mit der Aufdeckung sexueller Missbrauchsfälle, die durch Mitglieder der Kirche verursacht wurden, zu tun. Denn die Distanzierung der Katholiken von ihrer Kirche ist ein seit Jahrzehnten anhaltender Prozess, der sich statistisch (sonntäglicher Kirchenbesuch) gut belegen lässt. Deshalb fordert der Verfasser als Konsequenz zur „MHG-Studie zum sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche“ zwar eine „neue Kultur der Achtsamkeit“, lehnt aber einen „Generalverdacht“ gegenüber der katholischen Kirche insgesamt und ihrer Priester ab. Er richtet im ersten Hauptkapitel vielmehr ein „Wort der Ermutigung“ an die pastoralen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

Im zweiten Hauptteil „Der Apostolische Dienst des Geistlichen Amtes“ spricht Bischof Voderholzer u.a. über die Bedeutung von Zeugen der Auferstehung Jesu, die heute ebenso wichtig sind, wie in den Anfängen der Kirche, insbesondere, wenn man an die – bis hin zu regelmäßigen Kirchgängern – denkt, die nicht mehr an die Auferstehung glauben.

Anhand des Zweiten Vatikanischen Konzils wird der „apostolische Dienst der Priester“ thematisiert. Der Verfasser greift die Forderung nach der Priesterweihe von Frauen („Weihevorbereitung“) auf und begründet das „Traditionsargument“ der Kirche. Die „symphonische Komplementarität“ von Mann und Frau und die Polarität der Geschlechter deutet der Bischof als Bild der Kirche. Den aktuellen Vorgang, dass Bischöfe ihre persönliche Verantwortung nicht hinter der Kollegialität der Bischofskonferenz verstecken können, behandelt der Verfasser in einem weiteren Artikel. Im zusätzlichen Beitrag „Vom Mehrwert der Sakramentalität“ erfahren wir Interessantes über die „Denkform des Katholischen“. Gemeint ist, dass „die Welt, in der wir leben nicht nur Umwelt, sondern Gottes Schöpfung ist, in der alles auf Gott hinweist“. Das ist die „innere Zeichenhaf-



tigkeit der Dinge“, die wir wieder entdecken sollten.

Der umfangreiche dritte Hauptteil (136 S.) ist mit „Ermutigung zur Neuentdeckung des Glaubens in der Welt von heute“ überschrieben. Hier spricht Bischof Voderholzer insbesondere die Laien an, weil ihnen „der Weltcharakter in besonderer Weise (zu)eigen ist“. Der Verfasser spricht nicht von Laien, sondern von „Weltchristen“. Als herausragende „Weltchristen“ werden der Journalist Fritz Gerlich (1883-1934), ein katholischer Märtyrer im Kampf gegen Hitler, und der Politiker Franz-Josef Strauß (1915-1988) genannt. Der Bischof, der selbst schon mehrfach bei Demos für das „Lebensrecht der Schwächsten“ in Berlin teilgenommen hat, nimmt in einem weiteren Beitrag zum „Lebensschutz“ Stellung.

Schließlich bringt Bischof Voderholzer mit der Enzyklika „Laudato Si“ von Papst Franziskus „Impulse für Verkündigung und Pastoral“ und gibt konkrete Hilfen für die Glaubensverkündigung den Menschen an die Hand, die durch Medien und Naturwissenschaften verunsichert sind. Die heilige Schrift empfiehlt er als Schule des Betens für die Glaubensweitergabe.

Bischof Voderholzer ist der Hauptsprecher der Minderheitenfraktion des „Synodalen Weges“. Als solcher begründet er den Alternativentwurf, den er zusammen mit einigen Bischöfen vorgelegt hat und damit die Ablehnung des vorgelegten „Satzungsentwurfs“. Sehr empfehlenswert!
Hubert Gindert

Titelbildbeschreibung



Madonna Constabile von Raffael

Den Namen hat dieses Gemälde von der Familie Constabile aus Perugia, welche einmal im Besitz dieses Bildes war. Es hat einen Durchmesser von nur knapp 18 cm und hängt heute in der Eremitage in St. Petersburg. Raffael (1483 – 1520) malte es 1502 – 1504 in Umbrien, bevor er nach Florenz ging.

Vor einer Hügellandschaft mit See und schwächtigen Bäumen, die an Umbrien erinnert, ist Maria als Dreiviertelfigur zu sehen. Traditionell trägt sie ein rotes Kleid und einen blauen Schleier. Beide Primärfarben sind in einem weichen Ton gehalten, so dass sie sich nicht „beißen“. Maria hat ihren Kopf leicht geneigt und der Maler zeigt sie als ruhige, anmutige, in sich gekehrte, sehr hübsche junge Frau. Sie trägt ihr nacktes Kind im Arm. Beide schauen, mit gleicher Kopfhaltung, in ein Buch, welches beide mit ihren rechten Händen halten. In einer frühen Version fand sich anstatt des Buches ein Granatapfel.

Die horizontale Mittelachse des Bildes teilt das Bild im Hintergrund in Himmel und Erde. Maria ist genau in der vertikalen Mittelachse platziert. Ihr Körper ist leicht aus der Frontalansicht gedreht. Dadurch erhält ihre linke Schulter samt Arm mehr Raum als ihre rechte Schulter. Dies wird ausgeglichen, indem sich das Kind auf ihren rechten Arm wendet.

So zeigt sich in diesem Bild der ganze Raffael: Ausgewogenheit in Komposition, Farbe und Ausdruck.

Alois Epple

Bücher

Ludwig Gschwind: „Jeder Mensch ist ein Original – Das gilt auch für Pfarrer“. fe-medienverlag GmbH, Kießlegg, 1. Auflage 2022, 72 S., 5,- Euro, ISBN 978-3-86357-341-6

Gott hat jeden als Original geschaffen. Er will nicht die uniformierten, angepassten Typen. Der Verfasser hat dreizehn Priesteroriginale aus ganz verschiedenen Zeiten zusammengetragen. Eines dieser Priesteroriginale konnte ich kennenlernen, nämlich Pfarrer Bruno Feß. Er war unser Jugendkaplan in Pfaffenhofen an der Ilm in der Hallertau, einem altbayerischen Teil der Diözese Augsburg. „Er mochte diesen Menschenschlag und die Menschen mochten ihn.“ Er verschanzte sich nicht im Büro seines Pfarrhauses. Er gab z.B. nicht nur den üblichen „Kirchzettel“ Woche für Woche heraus. Er versah ihn mit seinen Gedanken und Beobachtungen in seiner Pfarrei. Das war ein ständiger, sehr lebendiger Kontakt mit den Leuten seiner Gemeinde. Empfehlenswert!

Hubert Gindert

Sebastian Moll: „Theologische Denkfehler“. Bernardus-Verlag Aachen, 1. Auflage 2022, 107 S., 12,- Euro, ISBN 978-3-8107-0358-3

Der schmale Band gliedert sich in 25 kurze Kapitel. Das ist leserfreundlich, zumal in der heutigen Zeit. Auch wenn das Werk „Theologisch“ im Titel führt, ist der Text allgemein verständlich. Er räumt mit manchen Missverständnissen auf, die in der Selbstverwirklichung mancher Theologen und in der Verwirrung des „Synodalen Weges“ eine Rolle spielen. Der Leser kann aus allen Kapiteln für sich einen Gewinn erzielen. Empfehlenswert!

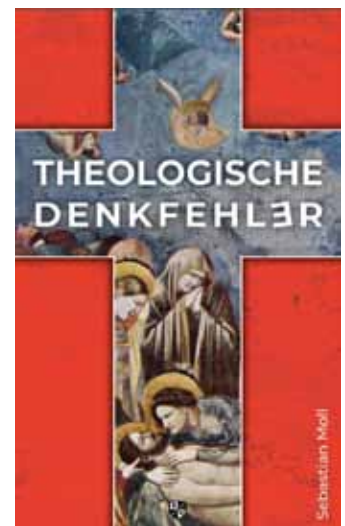
Hubert Gindert

George Kardinal Pell: „Die Berufung wurde abgewiesen – Das Gefängnistagebuch“ Band II, Media Maria Verlag, Illertissen 2022, 367 S., 22,- Euro, ISBN 978-3-9479313-1-6

Das Gefängnistagebuch erstreckt sich über den Zeitraum von der 21. Woche bis zur 40. Woche von Pells Haft. Kardinal Pell schildert das Leben im Knast, auch mit den Schikanen einer Zeit, die durch „Rückfall ins Heidentum“ gekennzeichnet ist, den Kampf, den Mut nicht zu verlieren, den Trost durch Freunde und durch die „verborgene Kraft“ im Glauben.

Kardinal Pell wurde am 13. März 2019 zu Unrecht zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Er wurde am 7. April 2020 aus der Haft entlassen, nachdem der High-Court mit 7:0 Stimmen alle bisherigen Urteile aufgehoben hatte. Der geschilderte Vorgang ist ein Beispiel für Christenverfolgung in demokratischen Ländern mit öffentlicher Demütigung und Rufmord. Ein lesenswertes Buch.

Hubert Gindert



Veranstaltungen



20. Kongress
„Freude am Glauben“
„Was ER euch sagt, das tut“ (Joh 2,5)
15. – 17. Juli 2022
in Regensburg, Kolpinghaus



Forum Deutscher Katholiken

MIT JUGEND-
WORKSHOPPROGRAMM


Maria Vesperbild



Fatimatage
Fatimapilgertage an
jedem 13. eines Monats, 7:30 / 8:30
Uhr hl. Messopfer • 9.30 Uhr Auss. des
Allerheiligsten, Ro.kranz, sakr. Segen •
10.15 Uhr: feierl. Pilgeramt • 11.15 Uhr:
Erneuerung der Weihe an das Unbeflechte
Herz Mariens • 11.30 Uhr: Weihe von
Andachtsgegenständen in der Anbetungs-
kapelle • 14.50 Uhr – 15.10 Uhr: Beicht-
gel. • 15.00 Uhr: Fatimabetsstunde •
18.40 Uhr: Rosenkranz, sakr. Segen •
19.15 Uhr: Hl. Messopfer

Mehr unter www.maria-vesperbild.de

Spendenaufwurf



Liebe FELS-Leser,
Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.
Der Fels Verein e.V. ist als gemeinnützig anerkannt, daher sind
Spenden steuerlich abzugsfähig.
Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Gebetsstätte
Marienfried



Alle Termine finden Sie
unter:
www.marienfried.de
Marienfriedstr. 62,
89284 Pfaffenhofen a. d. Roth
Telefon 07302-9227-0
mail@marienfried.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Christina Agerer-Kirchhoff
Schneider-Ulrich-Weg 4
80999 München
- Prof. Dr. Thomas Bargatzky
Ginsterweg 14, 95447 Bayreuth
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Gabriele Kuby
Gänsbach 24, 83253 Rimsting
- Prof. Dr. Reinhold Ortner
Birkenstr. 5, 96117 Memmelsdorf
- Bernd Posselt MdEP a.D.,
Dachauer Str. 17, 80335 München
- Hermann Rieke-Benninghaus
Juttastr. 22, 49413 Dinklage
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlst. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Bruder Virgilius Petri FFSC wird Opfer des gottlosen NS-Regimes

Johann Petri wurde am 30. 3. 1889 im saarländischen Köllerbach im Ortsteil Kölln geboren und trat mit 14 Jahren in Hausen in die Kongregation der Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz ein. 1907 wurde er eingekleidet und erhielt den Ordensnamen Virgilius. Nun trug er einen braunen Habit mit Hemdskragen, einen Strick und ein Skapulier als Ordenstracht. Über dreißig Jahre war Bruder Virgilius für Schwerbehinderte in einem Haus des Ordens in Waldbreitbach (Westerwald) hingebungsvoll tätig. Diese wurden später fast alle Opfer der Krankenmorde des NS-Regimes.

Unmissverständlich hatte Papst Pius XI. in der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ 1937 Stellung gegen die gottlosen Irrlehren der NS-Ideologie genommen. Als Reaktion darauf wurden zahlreiche Ordenseinrichtungen staatlich aufgelöst. Petri ging nach Mainz zu den Brüdern des Johannesbundes und war Küster in der Notkirche St. Alban in Mainz-Oberstadt. Er war bescheiden, lebte zurückgezogen und wahrte den Geist seiner Ordensberufung.

Anfang des Jahres 1942 kaufte er in einer Bäckerei ein. Im Radio wurden Siegesmeldungen verkündet. Bruder Virgilius bemerkte dazu, dass man sich im Ersten Weltkrieg auch schon zu Tode gesiegt habe. Eine Frau denunzierte ihn wegen dieses einen Satzes, den sie als fanatische Regimeanhängerin als staatsgefährdend betrachtete. Er wurde verhaftet, kam in das Gefängnis in Mainz und von dort in das KZ Dachau. Er wurde als krank und arbeitsunfähig erklärt und mit einem Invalidentransport in die Tötungsanstalt Schloss Hartheim bei Linz gebracht. Am 20. Mai 1942 wurde er in der Gaskammer ermordet.

In Schloss Hartheim, dem Mordzentrum für Opfer aus der „Ostmark“, wurden mehr als 18.000 Menschen in dem Euthanasieprogramm T4 für Psychiatriepatienten und Behinderte bis August 1941 getötet. Danach folgte im Rahmen der NS-Aktion „Son-

derbehandlung 14f13“ bis Dezember 1944 die Ermordung von 12.000 Häftlingen aus Konzentrationslagern. Auch zahlreiche Geistliche gehörten zu den Opfern. Insgesamt ermordete man 310 polnische, sieben deutsche, sechs tschechische, vier luxemburgische, drei niederländische und zwei belgische Priester. Die Vergasung (dort als „Desinfektionen“ bezeichnet) erfolgte meist in Gruppen von 30 bis 60 Personen. Im Krematoriumsofen konnten bis zu acht Tote gleichzeitig verbrannt werden. Eine elektrische Mühle zermahlte die Knochen der Toten.



Ein Bruder von Virgilius, Pastor in Hubbelrath bei Düsseldorf, bestattete die zugesandte Urne im Grab der Mutter Maria Theresa Petri. Virgilius Petri wurde in das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts aufgenommen.

Hermann Rieke-Benninghaus